

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 18 (1974)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196



FONTANE BLÄTTER

Band 3, Heft 2 (Heft 18 der Gesamtreihe)

1974

Theodor Fontane

Protokolle des „Tunnels über der Spree“

Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger

Zur Einführung

Unter den literarischen Vereinen und sonstigen Vereinigungen, denen Theodor Fontane angehört hat, kommt dem Literarischen Sonntagsverein zu Berlin „Tunnel über der Spree“ sicherlich die größte Bedeutung zu. Man muß zwar einräumen, daß die literarischen Leistungen des „Tunnels“ im ganzen nicht eben hoch zu veranschlagen sind und daß nur diejenigen „Tunnel“-Mitglieder, die, wie Fontane selbst, schließlich über den Verein hinauswuchsen (und sich dann von ihm abwandten), noch heute Erwähnung verdienen. Trotzdem hat Fontane durch seine Mitarbeit im „Tunnel“, dem er einundzwanzig Jahre angehört hat, als Mensch und als Schriftsteller eine nicht zu übersehende Förderung erfahren. Hier im „Tunnel“ errang er seine ersten literarischen Erfolge. Hier hatte er Gelegenheit, sich als Kritiker zu üben, denn die vorgetragenen Dichtungen kritisch zu beleuchten, war ja einer der Hauptzwecke des Vereins. Und „Tunnel“-Mitglieder wie Wilhelm von Merckel oder George Hesekei waren es, die ihm halfen, beruflich vorwärts zu kommen und als Journalist eine wenn auch nur mäßig besoldete Tätigkeit zu finden.

Auf der anderen Seite darf natürlich nicht übersehen werden, daß Fontane im „Tunnel“ bestimmten politisch-ideologischen Einflüssen ausgesetzt war, die zweifelsohne seine eigene politische und ideologische Haltung mitbestimmt haben. Diese Einflüsse waren – milde formuliert – vorwiegend konservativer Natur. Das hat Fontane selbst des öfteren bezeugt. Wir wissen zwar, daß Fontane sich dem „Tunnel“ und seiner konservativen Mehrheit nicht willenlos gefügt hat, denn seine schon mehr als

deijährige Mitgliedschaft im „Tunnel“ hinderte ihn nicht, sich für die Revolution von 1848 zu begeistern. Dennoch hat die politisch-ideologische Richtung, die der „Tunnel“ in seiner Mehrheit vertrat, bestimmte Konsequenzen für die Orientierung des frühen Fontane gehabt.

Fontane ist dem „Tunnel über der Spree“, nachdem er schon im Juli 1843 als Gast im Verein erschienen war, am 29. 9. 1844 als Mitglied beigetreten. Eingeführt hat ihn sein Freund Bernhard von Lepel, der dem Verein seit 1839 angehörte. Bis zu seiner dritten England-Reise (August 1855 bis Januar 1859) war Fontane gewiß ein emsiges Mitglied des „Tunnels“, aber auch nachher blieb er dem „Tunnel“ zunächst treu, so daß er im Oktober 1859 zum Vorsitzenden des Vereins (in der „Tunnel“-Sprache „Haupt“ genannt) gewählt wurde. Diese Funktion nahm Fontane bis November 1860 wahr. In der darauffolgenden Zeit lockerte sich dann Fontanes Verhältnis zum „Tunnel“. Bereits am 23. 5. 1862 schrieb er an seine Frau: „Dem Tunnel bin ich entwachsen. Was Ordentliches kommt ja nur selten vor, und schlechte oder mittelmäßige Gedichte sind mir jetzt ein Greul. Nur vor dem Guten resp. Vollendeten hab' ich Respekt“². Der „Tunnel“ vermochte also Fontane kaum noch etwas zu geben und nahm seine Zeit unnötig in Anspruch, so daß er gegenüber Mathilde von Rohr am 11. 2. 1864 bemerkte: „Also am Sonntag Abend! Ob ich vorher in den Tunnel gehe, ist mindestens zweifelhaft, es kostet einem zuviel Zeit“³. Zwar hielt Fontane im April 1864 im „Tunnel“ noch seine Shakespeare-Rede⁴, er hat dann aber, den gedruckten „Tunnel“-Protokollen zufolge, am 31. 12. 1865 letztmalig an einer Sitzung des Vereins teilgenommen und wird im Jahresbericht für 1866/67 unter denen aufgeführt, die nicht mehr erschienen sind⁵. Es ist wohl möglich, daß Fontane die Absicht gehabt hat, wenigstens am Stiftungsfest, das der „Tunnel“ am 3. 12. 1866 feierte, teilzunehmen. Er war jedoch, wie aus einem Brief an Mathilde von Rohr vom 4. 12. 1866 zu entnehmen ist⁶, durch Krankheit in der Familie verhindert. Offenbar ist Fontane also vom Jahre 1866 an dem „Tunnel“ ferngeblieben. In einer wohl Ende 1877 erschienenen Publikation des Vereins, die anlässlich seines fünfzigjährigen Bestehens herausgegeben wurde, wird Fontane zu den „ausgeschiedenen“ Mitgliedern gezählt⁷. Einige Jahre später schrieb Fontane rückblickend in einem noch unveröffentlichten Brief vom 1. 10. 1883 an einen unbekanntem Empfänger, der sich nach dem Verbleib von „Tunnel“-Materialien erkundigt hatte: „Ich selbst gehöre dem ‚Tunnel‘, der, glaub' ich, nur noch fünf Mitglieder zählt, schon seit zwanzig Jahren nicht mehr an“⁸. Diese Angabe ist mindestens insofern zutreffend, als in den frühen sechziger Jahren die innere Lösung vom „Tunnel“ erfolgte, mögen die äußeren Konsequenzen daraus auch erst 1866 gezogen worden sein.

Die Hauptwirksamkeit Fontanes im „Tunnel“ fällt mithin in die Jahre 1844 bis 1855. In dieser Zeit hat Fontane auch als Schriftführer (Sekretär) des Vereins fungiert und zwischen Juni 1845 und Mai 1854 in siebenundneunzig Sitzungen Protokoll geführt und dreimal den Jahresbericht erstattet⁹. Von April 1850 bis Dezember 1853 bekleidete Fontane

selbst das Amt des Sekretärs; davor und auch danach vertrat er gelegentlich den zufällig abwesenden Schriftführer.

Die Pflichten und Rechte des Schriftführers, der gewählt wurde und meist ein Jahr oder länger amtierte, waren in den Statuten des Vereins vom 8. 4. 1835 genau geregelt worden. Erstens hatte sich der Schriftführer um die sogenannten „Späne“ zu kümmern. So bezeichnete man im Verein die handschriftlich eingereichten Dichtungen, die die Mitglieder in der Regel selbst vortrugen und die dann in kürzerer oder längerer Debatte einer kritischen Beurteilung unterzogen wurden. Der Schriftführer hatte die „Späne“ vor jeder Sitzung einzusammeln, sie im Protokoll zu registrieren und sie laufend zu nummerieren. Nach der Sitzung mußte er dafür sorgen, daß die Manuskripte „mundiert“, d. h. von einem Schreiber sorgfältig abgeschrieben wurden. Das Original erhielt der Autor zurück, die Abschriften bewahrte der Sekretär auf, um sie jahresweise zusammenbinden zu lassen¹⁰.

Zweitens oblag es dem Sekretär, das Protokoll der „Tunnel“-Sitzung zu führen, es sauber niederzuschreiben und es gleich zu Anfang der nächsten Sitzung zwecks Billigung vorzulesen. Drittens hatte er zum Stiftungsfest, das jeweils am 3. Dezember gefeiert wurde, einen Jahresbericht über die Tätigkeit des Vereins zu erstatten und gleichzeitig ein Verzeichnis der Mitglieder und der im Berichtsjahr vorgetragenen „Späne“ zusammenzustellen. Viertens wurde von ihm verlangt, daß er zu Ende jeder Sitzung für den sog. „Eisernen Fonds“ sammelte (der „Eiserne Fonds“ bildete gleichsam eine Ergänzung zu den Beiträgen, die die Mitglieder zahlten). Fünftens war der Schriftführer natürlich für den allgemeinen Geschäfts- und Schriftverkehr des Vereins mitverantwortlich und hatte jene Sitzungen des Vereins, die der Regelung organisatorischer Angelegenheiten dienten (sog. Deliberationstunnel), vorzubereiten. Er war auch verpflichtet und berechtigt, die Aufnahmediplome mit zu unterzeichnen und zusammen mit dem „Haupt“ die Rechnungslegung des Kassierers und den Bericht des Bibliothekars des Vereins entgegenzunehmen¹¹.

Was die Protokollführung angeht, die sicher das wichtigste Geschäft des Sekretärs darstellte, so schrieben die Statuten von 1835 vor, der Sekretär „muß dafür sorgen, daß genau alle Vorkommenheiten und Beschlüsse des Vereins in dasselbe aufgenommen werden. Namentlich hat er die vom Haupte zusammengefaßten Urteile über die Späne bei jedem derselben zu registrieren und die aus der Debatte sich ergebenden Hauptmotive kurz beizufügen“¹². Eine solche sachlich getreue Berichterstattung sollte das Protokoll jedoch in einer witzigen, ja, spritzigen Form darbieten. Denn der Verein hatte sich, dem Willen seines Begründers Moritz Gottlieb Saphir entsprechend, Till Eugenspiegel zum Schutzheiligen gewählt und hat das biedermeierlich harmlose Schelmentum, das Witz und Ironie liebte und — in den Anfängen — auch die närrische Gebärde nicht scheute, nie ganz verleugnet. Man wollte in diesem „Sonntags“-Verein ernste Arbeit mit sonntäglicher Heiterkeit verbinden und bezeich-

nete darum z. B. die Mitglieder, die eigene Werke vorlegten, ironisch als „Makulaturen“, die aber, die nichts Eigenes vorzuweisen hatten und nur passiv teilnahmen, als „Klassiker“.

Theodor Fontane hat sich in seinen Protokollen bemüht, den Forderungen des Vereins genüge zu tun und den typischen Ton der „Tunnel“-Protokolle zu treffen. Er konnte sich dabei Wilhelm von Merckel zum Vorbild nehmen, der lange Jahre als Protokollführer gewirkt hatte und in der Kunst, mit Witz, Ironie und mitunter auch Sarkasmus zu protokollieren, unbestrittener Meister war.

Die siebenundneunzig Sitzungsprotokolle und drei Jahresberichte, die Fontane abgefaßt und in der Regel eigenhändig niedergeschrieben hat, haben sich im Archiv des „Tunnels über der Spree“ erhalten und bilden den wertvollsten Bestandteil des Vereinsarchivs. Entsprechend den Verfügungen, die der „Tunnel“ selbst in § 128 seiner Statuten von 1835 getroffen hatte, gelangte das Archiv nach dem Erlöschen des Vereins in den Besitz der Berliner Universität, die es der Universitätsbibliothek überwies. Das geschah jedoch erst 1912, obgleich der Verein bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seine Tätigkeit eingestellt hatte (die letzte Sitzung, von der ein Protokoll vorliegt, fand am 30. 10. 1898 statt).

In ihrer Gesamtheit sind die Protokolle und Berichte, die von Fontane stammen, bisher nicht veröffentlicht worden. Lediglich einzelne Protokolle wurden publiziert, sei es ganz oder auszugsweise, und zwar z. T. an nicht leicht zugänglichen Stellen. Fritz Behrend, dem wir verschiedene Arbeiten zur Geschichte des „Tunnels“ verdanken, hat 1933 sechs Protokolle in einen Privatdruck aufgenommen¹³. Ein Protokoll ist in Helmuth Nürnbergers Fontane-Buch zu finden¹⁴. Wenn man von einigen Zeitschriftenbeiträgen absieht, die Auszüge aus Fontane-Protokollen enthalten, haben im übrigen zumal Carl Wegmann¹⁵, Ernst Kohler¹⁶ und Julius Petersen¹⁷ Ausschnitte aus einer Reihe anderer Protokolle Fontanes in ihren Publikationen verwertet.

Hier werden nun fünf weitere Protokolle aus der Feder Fontanes vorgelegt, die unbekannt sein dürften, wenn auch Kohler und Petersen einige Sätze aus drei von ihnen zitiert haben¹⁸.

Für die Auswahl der fünf Protokolle waren vorab inhaltliche Gesichtspunkte maßgebend. Einerseits wurden Protokolle ausgewählt, die über den Vortrag und die Würdigung von literarischen Werken mit einem gewissen, deutlich formulierten politisch-ideologischen Gehalt berichten. Es ist wichtig, in diesem Zusammenhang zu betonen, daß das im „Tunnel“ eher eine Ausnahme als die Regel war. Denn an sich war im „Tunnel“ — nach § 2 der Statuten — die Behandlung politischer Fragen überhaupt unzulässig. Obwohl man dessenungeachtet Huldigungsgedichte auf Preußen und die Hohenzollern anstandslos passieren ließ, gab der „Tunnel“ doch im übrigen dem (scheinbar) Allgemein-Menschlichen, dem politisch Unverbindlichen und Privaten bereitwillig den Vorzug. So ist es denn etwas Außergewöhnliches, wenn in einer im „Tunnel“ vorgetragenen Versdichtung die Französische Revolution von 1789 oder in einer Novelle die deutsche Revolution von 1848 eine wesentliche Rolle spielen.

Das veranlaßte uns, das dritte und das fünfte Protokoll in unsere Auswahl aufzunehmen.

„Tunnel“-Protokolle können aber andererseits auch wegen der literarkritischen Debatte, über die sie berichten, interessant sein, ohne daß Dichtungen von nennenswertem Interesse vorgetragen worden wären. Das ist hier vor allem beim zweiten und vierten Protokoll der Fall. Allerdings ist in den von Fontane herrührenden Protokollen nicht immer klar erkennbar, wieweit Fontane die in der Diskussion geäußerten Ansichten referiert und wieweit er das Protokoll benutzt, um seine eigenen Anschauungen zu entwickeln. Dennoch sind Fontanes Ausführungen z. B. über den mangelhaften Widerhall, mit dem in Deutschland Gedichte historischen Inhalts rechnen mußten, oder über das romantische Element in der Dichtung von Bedeutung.

In einem besonderen Sinne stellt das erste Protokoll eine Ausnahme von der Regel dar. Es berichtet nicht, wie sonst fast alle Protokolle, über eine Sitzung des „Tunnels“, sondern über einen Ausflug in die Umgebung Berlins. Es gab zwei Gründe, dieses Protokoll in die Auswahl mit einzubeziehen. Zum einen verdient es als frühe Darstellung einer jener „Landpartien“ Beachtung, die später in Fontanes Werken eine so erhebliche Rolle spielen werden. Zum anderen sind offenbar Erlebnisse aus dieser Zeit später in die entsprechenden Kapitel der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ übernommen worden, was für die Entstehungsgeschichte der „Wanderungen“ nicht unwesentlich ist.

Ein anderer Aspekt, der bei der Auswahl der Protokolle mitsprach oder doch nicht ganz übergangen werden konnte, betraf die Überprüfbarkeit der in den Protokollen enthaltenen sachlichen Angaben über die vorgetragene literarischen Werke. M. a. W. es mußten die Protokolle der Sitzungen den Vorzug haben, in denen Werke behandelt wurden, die später im Druck erschienen und uns damit zugänglich sind, jedenfalls sofern sich im Vereinsarchiv keine Abschrift des betreffenden „Spans“ erhalten hat. Denn es versteht sich, daß man die „Tunnel“-Kritik nur dann kompetent beurteilen kann, wenn man den kritisierten Gegenstand eingehender kennt, als er sich in der Inhaltsangabe darbietet, die das Protokoll eventuell bringt. Ganz ließ sich diese Forderung nicht erfüllen. Doch sind es immerhin nur zwei literarische Werke, auf die die hier ausgewählten Protokolle eingehen und die uns heute nicht mehr vorliegen.

Bei der Wiedergabe der Protokolle wurden Rechtschreibung und Zeichensetzung modernisiert. Gestrichene Textteile wurden stillschweigend übergangen, nachträgliche Einfügungen Fontanes nicht als solche gekennzeichnet. In einem Falle ist ein nicht zu entzifferndes Wort durch Punkte in eckigen Klammern ersetzt worden. Auf unsichere Lesarten wird durch ein Fragezeichen in eckigen Klammern hingewiesen.

Die in den Protokollen gebrauchten Vereinsnamen der Mitglieder bedeuten.

Anacreon — Friedrich Eggers (1819—1872), Kunstwissenschaftler, Zeitschriftenredakteur, später (1863) Professor an der Berliner Akademie der Künste

Bruder Lorenzo — Max Fontane (1826—1860), Apotheker, Bruder Theodor Fontanes

Claudius — George Hesekei (1819—1874), Journalist und Schriftsteller, Mitarbeiter der „Kreuz-Zeitung“

Cook — Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881), Schriftsteller, später (1855) Bibliothekar im preußischen Kriegsministerium

Ernst Schultze — August Müller (1810—1865), Rechnungsrat, Rendant der Charité-Kasse

Fouqué — Wilhelm Frhr. von Wimpfen (gest. 1868), Leutnant a. D.

Hans Sachs — Leo Goldammer (1813—1886), Bäcker, nachher Hilfsschreiber und Stadtwachtmeister

Hölty — Paul Heyse (1830—1914), Schriftsteller

Hogarth — Theodor Hosemann (1807—1875), Maler und Graphiker

Immermann — Wilhelm von Merckel (1803—1861), Kammergerichtsrat

Lafontaine — Theodor Fontane

Lessing — Franz Kugler (1808—1858), Kunstwissenschaftler, Geheimer Regierungsrat im preußischen Kultusministerium

Maler Müller — Hugo Frhr. von Blomberg (1820—1871), Maler und Kunstschriftsteller

Metastasio — Karl Bormann (1802—1882), Pädagoge, Provinzialschulrat

Petrarca — Ludwig Lesser (1802—1867), Bankkaufmann

Schenkendorf — Bernhard von Lepel (1818—1885), Offizier.

Protokoll des ersten und letzten Sommer-Tunnels

[22. 6.] 1851

Nachdem sich die letzten Tunnel-Sitzungen buchstäblich im Sande, und zwar Moabits und des Tiergartens, verlaufen hatten, erschien nach mehrwöchentlichen Ferien der wohlbekannte Charité-Nuntius, diese Spielart von Unteroffizier und Exekutor, am Horizont, und zwar neben seinem bedeutungsvollen Bambus diesmal ausgestattet mit einem Ernst-Schultzeschen Schreibe-Brief, worin zu einem Sommer-Tunnel dringend ermahnt und eine Wall- und Wallfahrt nach Finkenkrug in Vorschlag gebracht wurde.

Und siehe da, es fanden sich fünfzehn todesmutige Männer, die trotz Regenwolken am Himmel und trotz der Schwierigkeiten einer Früh-droschke pünktlich auf dem Perron des Hamburger Bahnhofs erschienen und unerschreckt durch das niederdrückende Wort: „Vor Taschendieben wird gewarnt“, mit Gefahr ihres Lebens und ihrer Börsen ein Fahr-billet eroberten. Die Einpferchung begann; bald hieß es wie im Liede: „Wir sitzen so fröhlich beisammen“, aber die Fröhlichkeit machte nach

kurzer Zeit eine gewissen Unbehagen Platz, denn es war ein Extrazug, und der Erlösung verheißende Lokomotivenpfeiff wollte sich noch immer nicht hören lassen. Hier und da ward bereits durch die Nase gegähnt; der Zeitungsjunge stand auf dem Punkte angeschnauzt zu werden, und immer noch Stillstand. Die Unruhe wuchs. Da war aber einer unter ihnen, ein seßbarer Mann, der sprach: „Liebe Freunde, die Zeit ist ein kostbar Gut, nutzen wir sie, auf daß wir nicht Schaden nehmen an unsrem Leibe. Kennen Sie das Wort ‚Frühstück‘?“ – Und man kannte es. Da wuchsen hervor Flaschen und Fläschlein in allerlei Gestalt, angefüllt mit Port und Cherry und Unger, und die Gesichter einer bevorzugten Minorität erheiterten sich. Der flüssige Inhalt indessen verschwand bald; selbst ein Lebenselixier, von Bruder Lorenzo in alchimistischer Zelle gebraut, war bereits eingenommen und keineswegs „alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll“, da schnitt der scharfe Pfeiff der Lokomotive dem schon wach werdenden Reuegefühl über Verschwendung den Lebensfaden entzwei, und hin brauste der Zug durch die historischen Gefilde der Rehberge, vorüber an Spandau und seinem Galgen, bis Waggon und Tunnel-Insassen plötzlich hielten; das Ziel war erreicht. Der Wald lag vor uns, frisch und duftig, voll Erdbeerblüte und Finkenschlag, aber freilich Finkenkrug war noch weit. „Je weiter, desto besser“, mochte mancher denken und schritt lustig drauf los. Da war aber einer unter ihnen, der sprach: „Liebe Freunde, keine Überstürzung! Warum ‚gehn‘? Wir sind zu einer *Waldfahrt* und zu keinem *Waldgang* aufgefordert worden; ich gebe das Ihrer Erwägung anheim.“ Aber da gab’s kein Erwägen! Den Wald *durchfahren*, das ist Kaviar ohne Zitronensaft, das ist Mozartsche Musik auf verstimmten Instrumenten; wer im Wald nicht wohnen kann, der will ihn wenigstens durchwandern.

Der Krug war erreicht; das offizielle Frühstück folgte dem improvisierten im Coupé; Schinken und Schwarzbrot ward in anerkennenswerter Weise vertilgt, und die erfrischten Lebensgeister brachen alsbald in den Schlachtruf aus: „Vorwärts, in den Wald!“ Ernst Schultze übernahm das Führeramt, sprach von einer dicken historischen Eiche, unter der schon dem Czernybog geopfert worden sei, und stellte sich als beglaubigter Pfadfinder, unangefochten wie Lederstrumpf, an die Spitze unsrer Expedition. Der Tag war schön; das Eichendorffsche „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ ward zwar nicht gesungen, aber von manchem desto tiefer empfunden. Der Himmel blaute, die Waldesnachbarin, die Wiese, bot Blumen und Schmetterlinge; letztere gesellte sich auch, auf daß nichts fehle, ein Berliner Kalitten-Jäger, „ein famoses Individuum“, um in seiner eignen Sprache zu reden. Alles war da oder fand sich – nur nicht die Eiche Czernybogs. Da war es wie weiland auf dem Schiffe des Kolumbus, Meuterei brach aus, und eine wohlbekannte Stimme sprach: „Was soll dieser rastlose Fortschritt? Ich bin für Stillstand. Mag, wer will, mit [...] Ernst oder einem beliebigen Windspiel um die Siegespalme streiten. Chacun à son goût, und ich habe den meinen!“ Gesagt, getan; der Sprecher lagerte sich und hatte den Triumph, binnen wenigen Minuten den Tunnel lang ausgestreckt um sich herum zu sehn.

Der Platz war gut gewählt, und liegend begann die Sitzung. Ein Protokoll war nicht vorhanden, als Tages- und Gelegenheitsdichter florierte nur Schenkendorf. Nach der Melodie von „O Schill, dein Säbel tut weh“ sangen wir den jedesmaligen Refrain, daß den Vögeln die Ohren weh taten. Nachdem auch noch Lessing, Hölty und Petrarca kleine Sachen, wiewohl nichts Gelegentliches, vorgetragen hatten, entschied man sich mit Einstimmigkeit für Rückzug und – Mittagbrot. Dies ward angenommen und genügte bescheidenen Ansprüchen. – Der Nachmittag kam. Das Beste, was man von ihm sagen kann, ist: daß er auch wieder ging. Es lief allmählich ein dumpfes Gemurmel, und der Finkenkruger Kaffee war nicht angetan, das erwachende Heimweh in ihm zu ertränken. Wer jenen irdenen Hexenkessel gesehn hat, in dem das schönste Zichorienwasser brodelte, mit dem jemals die Gaumen einer Berliner Landpartie traktiert wurden, wird sich entsinnen, daß man *in den Quantitäten ertrinken*, in der *Qualität* aber auch nicht die kleinsten Leiden des menschlichen Daseins *ertrinken* konnte. Gegen halb 9 Uhr brauste endlich die erlösende Lokomotive heran; welchen Namen sie auch führen mochte, für uns hieß sie „Rettung“, „Freiheit“. Bei allem Dankgefühl gegen das Frische und Frohe des Tages schieden wir mit der nicht ausgesprochenen, aber in aller Augen liegenden Versicherung, daß es des Guten zu viel gewesen sei. Nur das Maß hat und wahrt den Genuß.

[Lafontaine]

Kommentar

Von Mai bis Oktober eines jeden Jahres pflegte der „Tunnel“ eine Sitzungspause einzulegen. Man traf sich in diesen Monaten höchstens in Berliner Gartenlokalen, um zu plaudern (z. B. im Stadtteil Moabit oder im Tiergarten). Diesmal bestand der „Sommertunnel“, d. h. die Sommerveranstaltung des Vereins (nicht nur der Verein selbst hieß „Tunnel“, sondern auch seine Zusammenkünfte) aus einem Ausflug, zu dem August Müller (Ernst Schultze), Rendant der Berliner Charité, eingeladen hatte. Müller hatte sich dabei der Charité-Boten bedient (den Fontane in seinem Brief an Bernhard von Lepel vom 4. 7. 1851 als den „Rotkragen aus der Charité, mit Stock und Blechschild“ bezeichnet und der ihm „exekutorhaft“ vorkam⁴⁹).

Man traf sich auf dem an der Invalidenstraße gelegenen Hamburger Bahnhof (jetzt Westberlin), in dessen Gebäude später (1906) das Verkehrs- und Baumuseum eingerichtet wurde. Ziel der Fahrt, die an den Rehbergen und Spandau (jetzt Westberlin) vorbeiführte, waren der Brieselang, ein herrlicher Laubwald im Nordwesten Berlins, und der darin gelegene Finkenkrug, eine 1777 gegründete, damals sehr beliebte Ausflugsgaststätte, die heute nicht mehr existiert. (Der Finkenkrug wird von Fontane mehrfach erwähnt, z. B. im letzten Kapitel von „Stine“, wo es heißt: „Und nächsten Sonntag ist Sedan, da machen wir auf nach'n Finkenkrug un fahren Karussell un würfeln.“) –

August Müller wird mit Lederstrumpf verglichen, der Hauptgestalt in James Fenimore Coopers (1789–1863) Indianergeschichten. —

Czernybog (Fontane schreibt: Zerneck) war eine slawische Gottheit der Finsternis; über Czernybog und andere slawische Götter hatte vier Jahre zuvor Karl Friedrich Klöden berichtet²⁰, der Rektor der Berliner Gewerbeschule, die Fontane 1833 bis 1836 besucht hatte. Mit der historischen Eiche, an der Czernybog verehrt worden sein soll, ist wahrscheinlich die sog. „Königseiche“ in der Büttenheide gemeint, die dann in den siebziger Jahren einging. —

Der Kalittenjäger (Kalitte ist eine veraltete Bezeichnung des Berliner Dialekts für den Kohlweißling oder überhaupt einen weißen Schmetterling) taucht auch im Abschnitt „Der Brieselang“ im 3. Band der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ auf; dort stellt er sich nach Fontanes Bericht mit den Worten vor: „Mein Name ist Lampe, Kalitten-Jäger“; übrigens werden in jenem Abschnitt der „Wanderungen“ auch der Finkenkrug und die Königseiche beschrieben. —

Die Datierung des Protokolls ergibt sich aus Fontanes Mitteilung an Bernhard von Lepel in seinem Brief vom 18. 6. 1851: „Am Sonntag, den [sic!] 22. d. M., ist Tunnelfahrt nach dem Finkenkrug. Ich habe Auftrag, Dich davon in Kenntnis zu setzen. Es werden vermutlich nur wenige fehlen“²¹. —

Die Ränder des Blattes, auf dem der Schluß des Protokolls niedergeschrieben ist, sind beschädigt, so daß die sonst übliche Unterschrift „Lafontaine“ fehlt. Sie ist hier in eckigen Klammern ergänzt.

Protokoll vom 5. Oktober [1851]

Nach langen Sommerferien schien die auf den 5. Oktober anberaumte Tunnel-Sitzung einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuweichen, wenigstens war eine starke Majorität auf dem Kampfplatz erschienen. Das Fehlen verräucherter Gardinen sowie der gewöhnlichen Tunnel-Requisiten war nicht imstande, die gute Laune zu stören, und an einer improvisierten Tafelrunde, die übrigens viereckig war, nahm man in aller Gemütlichkeit Platz.

Haupt Immermann hieß zunächst in kurzer Ansprache die Versammlung willkommen und erkundigte sich schließlich nach dem Vorhandensein eines Protokolls. Es war vorhanden. Lafontaine las sein Machwerk, und nachdem ihm, wie gewöhnlich, von mehreren Seiten notifiziert worden war, daß man lediglich aus persönlichem Wohlwollen so und so viel „Bemerkungen zum Protokoll“ unterdrücken wolle, schnitt Immermann unzählige Pro's und Contra's durch die Frage ab: „Sind Späne da?“ Nachdem der Schriftführer seine Vermutungen über den Inhalt unterschiedlicher Brusttaschen ausgesprochen und bei der Gelegenheit auch unsren Schenkendorf als Inhaber eines Spans denunziert hatte, erschien ohne weitere Gewaltmittel — wie sie wohl vor Zeiten bei unsrem Cook gäng und gäbe waren — eine Ode unsres Pindar von Köpenick auf dem Büro und kam unverzüglich zum Vortrag.

Das Gedicht, bei Enthüllung des Friedrich-Denkmal im Geiste empfangen, wendet sich an unsren König, gibt in den Einleitungsstrophen ein Bild des festlichen Tages selbst, dann aber, „am Strom der Zeit hinaufgehend“, verharrt es bei jener Stunde, wo vor fast anderthalb Jahrhunderten ein Hohenzollerscher Ahn, zu gleicher Festlichkeit, auf dem Balkon seines Schlosses stand und hinüberblickte auf das metallblitzende Bild des Großen Kurfürsten, dessen Hüllen soeben gefallen waren. Der Dichter, alsdann jenen Tag beschreibend: seinen Glanz und seinen Jubel, zieht im Verlauf des Gedichts durch einfaches Geben faktischer Verhältnisse die doppelte Parallele zwischen den beiden großen Männern in Erz und den beiden Epigonen, denen bei eigenem Verdienst vor allem auch die Aufgabe blieb, das größere zu verherrlichen.

Als Grundgedanke der Ode ergibt sich *der*, daß den beiden kühnsten und größten Hohenzollern vor allem andern *zweierlei* gemeinsam war: das Streben nach einem mächtigen Deutschland und ränkevoller „Neid“ – als Lohn dieses Strebens.

Das Gedicht fand gleich nach dem ersten Lesen das Maß von Zustimmung, das dem erschwerten Verständnisgrad derartiger Dichtungen entsprechend ist. Der Verfasser selbst weiß am besten, was Platen in seiner Ode „Los des Lyrikers“ über den Flug des Pindar und die Kunst des Flaccus sagt: „langsamer – so heißt es daselbst – prägt sie sich uns ins Herz“ und „es dringt kein *flüchtiger* Blick in ihre mächtige Seele.“

Es war somit wohlangebracht, daß der Tunnel mit seinem Urteil, sei's Lob, sei's Tadel, zunächst zurückhielt und sich mehr in Fragen und Vermutungen erging. Die zweite Lesung ward schließlich überwiegend gewünscht und schlug dem Gedichte zum Heile aus; die Anerkennung war fast allgemein. Hölty, wenn ich recht verstanden habe, fand keinen rechten Kern und geistigen Gehalt in der Dichtung, weder in der Anlage des Ganzen noch im einzelnen, konnte jedoch mit seiner Meinung nicht durchdringen. Nur vom Dichter selbst wurde dies und das dankbarst akzeptiert, z. B. der Ausspruch, daß derartige Dichtungen nur bei den Griechen heimisch sein konnten, weil der festabgeschlossene Sagenkreis, worin sich die Festgesänge bewegten, Allgemeingut und deshalb die Gedichte selbst allgemein verständlich waren. Unserer vaterländischen Geschichte ward ein dementsprechendes Leben und Weben im Herzen des Volkes abgesprochen und daraus gefolgert, daß ein Stück Historie, wie es die Schenkendorfsche Ode bringe, mehr oder minder interesselos bleiben müsse. Diese Interesselosigkeit der großen Menge ist nicht wegzudisputieren, sollten aber die Gründe nicht ganz woanders liegen?!

Zum Schluß der Sitzung las Lafontaine einen Bastard von Ballade und dramatischer Szene unter dem Namen „Raleighs letzte Nacht“. Die Arbeit gefiel, und ward weiter nicht darüber abgestimmt, sogar nicht einmal darüber gesprochen, denn es war bereits 7 Uhr, und „da hört alles auf“.

Über den nächsten Deliberations-Tunnel behielt sich das Haupt nähere Bestimmungen vor. Es werden dann außer der Hauptwahl auch einzelne

[?] kleinere Punkte zur Sprache kommen, z. B. über die Bibliothek und den Abschreiber.

Eiserner Fonds: 26 Sgr. 2 Pfg.

Lafontaine

Kommentar

Wegen der Sommerpause des „Tunnels“ hatten seit dem Ausflug nach dem Finkenkrug am 22. 6. 1851 keine Zusammenkünfte mehr stattgefunden. Das Protokoll („Machwerk“), das Fontane verlas, ist also das hier als erstes veröffentlichte.

Bernhard von Lepel (Schenkendorf), der als „Pindar von Köpenick“ bezeichnet wird, weil er, wie der griechische Dichter Pindar, die Ode liebte und das Schlößchen Bellevue in Köpenick bei Berlin bewohnte trug seine Ode „An König Friedrich Wilhelm IV. Zur Enthüllung des Friedrich-Denkmal. 1851“²² vor, nachdem er das Manuskript vorschriftsmäßig beim Schriftführer („auf dem Büro“) eingereicht hatte.

Die in abgewandelten alkäischen Strophen gehaltene Ode wurde durch die feierliche Enthüllung des Reiterdenkmals Friedrich II. von Christian Daniel Rauch veranlaßt, die am 31. 5. 1851 stattgefunden hatte und an der sowohl Bernhard von Lepel²³ als auch Theodor Fontane²⁴ teilgenommen hatten²⁵. Die groß aufgezugene Feier war unter anderem dazu benutzt worden, die Hohenzollern herauszustreichen und die Erinnerung an die nur drei Jahre zurückliegende Revolution von 1848 zu diffamieren oder auszulöschen²⁶.

Auf derselben Linie liegt auch Lepels Ode, über deren Form und Gehalt Lepel und Fontane vor und nach der Lesung im „Tunnel“ in ihrem Briefwechsel diskutierten²⁷.

Den Hauptinhalt der Ode bildet ein Vergleich zwischen König Friedrich II. von Preußen und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg sowie „den beiden Epigonen“, nämlich König Friedrich I. und dem damals regierenden Friedrich Wilhelm IV. Zugleich wird der Enthüllungsfest von 1851 die festliche Enthüllung des Reiterdenkmals des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Andreas Schlüter gegenübergestellt, die am 11. 7. 1703 erfolgte²⁸. Nach Lepels Darstellung waren dabei Friedrich I. und sein Hof zugegen. Lepel behauptet, Friedrich Wilhelm und Friedrich II. seien durch Mißgunst und Verrat gehindert worden, ihr politisches Werk zu vollenden. Das „Erzbild“ Friedrichs II. ist ihm

Siegesstrahl

Erhabener Schönheit aus der Hand

Versöhnender, gottgeborner Kunst.²⁹ —

In August von Platens Ode „Lob des Lyrikers“ (1831), die Fontane zu Lepels Verteidigung anführt, heißt es:

Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,

Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,

Prägt sich uns langsamer ins Herz, der Menge

Bleibt's ein Geheimnis.

Jenen ward bloß geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele. —

Daß über Fontanes Ballade (später u. d. T. „Sir Walter Raleighs letzte Nacht“) nicht abgestimmt wurde, widersprach den Gepflogenheiten des „Tunnels“. —

Mit der „Hauptwahl“ ist die Wahl des Vereinsvorsitzenden („Haupt“) gemeint.

Die Sammlung für den Eisernen Fonds ergab 26 Silbergroschen und 2 Pfennig.

Protokoll vom 12. Oktober [18]51

Nach Verlesung des Protokolls kam „*Urika*“, eine neue Arbeit Höltys und, wie dieser sich ausdrückte, „eine *Novelle in Versen*“, zum Vortrag. Der Stoff, überwiegend Erfindung des Verfassers und nur in seinen allgemeinsten Grundrissen dem französischen Revolutions-Drama der 90er Jahre entlehnt, ist folgender: Eine junge Mohrin, das Adoptivkind einer französischen Gräfin, verliebt sich in den Sohn der letztern und glaubt sich wieder geliebt. Das gräfliche Haus, erfaßt und begeistert von den großen Gedanken der ersten französischen Revolution, entkleidet sich seiner Adelsvorrechte und schreibt gleich tausend andren das Wort „Egalité“ auf sein Panier. Etienne, der junge Sohn des Hauses, bringt es in der Phrase am weitesten und geriert sich als Gleichheits-Theoretiker *comme-il-faut*. Nur schade — die Praxis läßt ihn alsbald straucheln.

Wir erblicken zunächst ein Fest im Hause der alten Gräfin. Der Gedanke der Weltverbrüderung findet seinen Ausdruck in einer Quadrille, die von 4 Paaren, deren jedes eine Rasse präsentiert, getanzt wird. Es sind Masken, nur die Mohrin ist — *Urika*.

Der Gleichheits-Tanz ist aus, *Urika* sucht des Gartens Kühle auf und in ihm den Geliebten, den sie drinnen im Saale vermißt. Sie findet ihn, nimmt, ganz gegen Wunsch und Neigung, statt feuriger Küsse eine feurige Parlamentsrede des Gleichheits-Phraseurs in Empfang und sieht gleich darauf, als ihre glühende Seele den Geliebten um Liebe beschwört, all die Gleichheits-Maximen desselben dadurch illustriert, daß er vor ihrer Liebeserklärung einen gewaltigen Schreck bekommt. *Vive l'égalité!* Aber die Produktion von Mulatten will er lieber andern Leuten überlassen. *Urika*, in mohrenhafter Leidenschaftlichkeit, fragt ihn jetzt aufs Gewissen: „Sag an, ist es die schwarze Farbe, über die Deine Liebe nicht hinwegkann, oder ist es ein andres?!“ Etienne schweigt, und *Urika* findet hierin ihre Antwort, die Bestätigung ihres Verdachts.

Nach einer Zwischenszene, in der uns der Dichter die Phantasien der fieberkranken Mohrin gibt, erblicken wir diese fliehend aus dem gräf-

lichen Hause, darinnen ihr so viel Liebe und so viel Leid widerfahren war, und sehn sie schließlich an den Ufern der Seine als Magd einer Fischer- und Fährmannsfamilie, ihrem Dienste lebend und ihrem — Haß. Inzwischen steigt die Revolutions-Flut höher und höher, und das berühmte „Schaumspritzen ihrer Wogen“ fängt allgemach an, auch für den jungen Grafen Etienne unbequem zu werden. Die Gironde ist hin, jede Stunde droht auch seinem Halse Gefahr, und er beschließt zu fliehn. Aber wie? Die Banden von Lyon halten alle Tore und Ausgänge besetzt, so bleibt ihm nur *ein* Ausweg — Flucht über die Seine, und zwar im Schutz der Nacht. Er springt ins Boot; es ist Urika, die ihn fährt. Sie erkennt ihn, aber *er* nicht sie. Mitten auf dem Strom sperren Fackelboote, vollgestopft von Marat'schem Gesindel, den Weg; als einzelne jedoch die Urika, die fanatische Feindin alles Adels, erkennen, will man dem Fahrzeug die Durchfahrt gestatten. „Die schwarze Hexe“, so schallt es herüber, „wird keinem Aristokraten aus der Schlinge helfen; aber wer's auch sei, der auf der Bank dort kauert, zuerst: ein Hoch auf die Republik und dann einen Kuß auf die roten Mohrenlippen“. Todesangst läßt den Etienne gehorchen, er ruft sein „Vive la république!“ und nähert sich jetzt der Urika, um sie zu umfassen und den geforderten Kuß auf ihren Mund zu drücken. Das ist der Retterin zu viel, sie stößt ihn zurück und entscheidet dadurch über sein Geschick. Zu spät erkennt sie, was sie getan, vergebens schlägt sie einen der vordringenden Republikaner nieder, man bemächtigt sich beider, und Etienne verblutet unter dem Beil der Guillotine.

Urika lebt — sie lebt, weil der Henker sich weigert, eine *Schwarze* sterben zu lassen. Sie erlebt das Kaiserreich und seinen Glanz, aber sie hat kein Auge dafür; sinnverwirrt und bettelnd sitzt sie am Pont Neuf und murmelt zwei Worte: Egalité und Lüge.

Nach beendeter Vorlesung der Dichtung herrschte minutenlang jenes dumpfe Schweigen, bei dem der erwartungsvolle Vorleser aus der Haut fahren möchte. Man sieht eine schwarze Wolke über sich und weiß nicht recht, was hervorbrechen wird — die Sonne oder der Blitz. Endlich ward es lebendig im Kreise, und über „*Urika*“ ging die Sonne auf. Das Pikante des Stoffs, die meisterhafte Behandlung der überaus schwierigen Strophe sowie eine Fülle von Einzelheiten, unter denen namentlich die Beschreibung der Fest-Quadrille und die Flucht Urikas hervorzuheben sind, fand überall freudige Zustimmung; ebenso einig war man über die Unzulässigkeit der Schlußszene, von der namentlich Lessing geltend machte, daß sie völlig aus dem *Tone* falle. — Eine Bemerkung Lafontaines, daß die Intention des Dichters verfehlt schiene, indem die Katastrophe nicht durch das Negertum Urikas, sondern ganz einfach dadurch herbeigeführt werde, daß Etienne seine Adoptivschwester zwar verehere, aber nicht liebe — diese Bemerkung ward teils unterstützt, teils angegriffen, bis der Dichter selbst weitere Debatten darüber durch die Ankündigung abschnitt, daß er sein Gedicht — mit Zustimmung des Tunnels — nach 4 Wochen noch einmal vorzulesen gedenke. Bis dahin ward auch das Endurteil sistiert.

Deliberations-Tunnel über 14 Tage.

Eiserner Fonds: 8 Sgr. 3 Pfg.

Lafontaine

Kommentar

Paul Heyses (Hölty) Versnovelle „Urica“³⁰ ist in Stanzen geschrieben, die sieben jambische Fünfheber und einen jambischen Vierheber mit überwiegend männlichem Ausgang aufweisen. Sie folgen dem Reimschema: abba**bc**bc.

Heyse schildert eine Episode aus der Französischen Revolution und will zeigen, daß ihre große Losung der *égalité* letzten Endes Lüge war. Er bezieht dabei jedoch die Position eines liberalen Bürgers, der den Terror mißbilligt und seine Sympathien für die Monarchie nicht verhehlt. Die Wahl des Stoffes – Haltung und Geschick französischer Adliger im Verlaufe der Revolution – bestätigt, daß Fontane Recht hatte, wenn er Heyse später (in einem Brief vom 4. 2. 1855) „Vorliebe für die subtile psychologische Entwicklung“ nachsagte, ihm zugleich aber „eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit gegen die Geschichte, eine Neigung fürs Kapriziöse, fürs launenhaft Aparte und eine von Zeit zu Zeit mangelnde plastische Kraft“ vorwarf³¹. Denn die dargestellten Vorgänge haben etwas Untypisches, Extravagantes an sich. Dem entspricht, daß Heyse zwar in gewandter, wohllautender Sprache schreibt, jedoch komplizierte, erkünstelte Bilder verwendet.

Vor allem aber weist die Novelle eine Unklarheit in der Motivierung des Konflikts auf. Indem Etienne auf die entscheidende Frage Urikas hin schweigt, bekundet er zwar, daß er sich nicht zu ihr bekennen will, weil sie eine Farbige ist. Diese Entscheidung schwächt Heyse dann jedoch ab, indem er Etienne erklären läßt, daß Etienne Urika aus allgemeinmenschlichen Motiven nicht liebe, sondern ihr nur freundschaftlich verbunden sei. Dadurch haftet dem Konflikt das an, was Fontane in einer Rezension von 1854 mit Recht an der Novelle überhaupt kritisiert, nämlich der „Stempel [...] des Unkonkreten“, denn Heyse „flüchtet sich [...] hinter die blasse Allgemeinheit, von der nur noch ein Schritt ist bis zur poetischen Phrase“³². Denn die gegen Etienne sprechende Tatsache, daß er zwar für *égalité* schwärmt, vor ihren praktischen Konsequenzen aber zurückschreckt, verliert durch die gleichzeitige Berufung auf allgemeinmenschliche Motive an Gewicht. Das ist umso mißlicher, als gerade Etiennes Verhalten in Heyses Novelle dazu dienen soll, die innere Unwahrheit jener Losung nachzuweisen.

Fontane trennte die beiden Motivierungen voneinander und hielt sich ausschließlich an die allgemeinmenschliche Motivation, wobei er seine Aufmerksamkeit vor allem der Gestalt der Urika zuwandte. In Übereinstimmung mit seinen Ausführungen im Protokoll schrieb er in seiner Besprechung von 1854: „Urika ist das ganze Gedicht hindurch in einem tiefen Irrtum darüber befangen, was eigentlich *égalité* sei, und sie pocht auf Rechte, die kein Konventsbeschluß der Welt [...] jemals verleihen

kann“. Denn das „Gleichstellungsprinzip“, so meinte Fontane, habe „mit den Sympathien und Antipathien“ des Herzens „nicht das Geringste zu schaffen“. Fontanes Facit lautet: „Etienne heiratet sie nicht, weil er sie nicht liebt; ob er sie nicht liebt, weil sie schwarz ist, ist wieder eine Sache für sich“, so daß Urikas Verhalten nach Fontanes Auffassung „einfach eine Torheit oder aber eine bewußte Unklarheit“ zugrunde liegt³³.

Indessen hat Fontane hier seinen Freund Heyse offenbar z. T. mißverstanden. Denn nach Heyse ist sich Urika durchaus darüber im klaren, was égalité ist, und sie verfällt nicht dem Irrtum, ihren Anspruch auf Etienne aus dem „Gleichstellungsprinzip“ herzuleiten. Sie erwartet nur, daß der Unterschied in der Hautfarbe nun, nachdem dieses Prinzip gesiegt zu haben scheint, der Liebe nicht mehr im Wege stehen soll. Zwar wird sie darin enttäuscht, aber in erster Linie bereitet ihr ein anderer Irrtum schwere Enttäuschung, nämlich die Annahme, daß Etienne sie liebe. Aus diesem Irrtum ergibt sich — nach Heyses vielleicht von ihm selbst so nicht beabsichtigter Verknüpfung — hauptsächlich die Katastrophe. Daß darüber hinaus die égalité bei Etienne nur eine Phrase bleibt, hat im grunde mehr theoretische als praktische Bedeutung. Und insofern kommt Fontane an anderer Stelle durchaus mit Recht zu der Feststellung, Heyse mache es sich zwar „zur Aufgabe, das Egaltätsprinzip in seiner ganzen Nichtigkeit darzustellen. [...] Aber der Dichter hat alles Mögliche bewiesen, nur eben das nicht, was er beweisen will. Wir müssen diese Arbeit verfehlt nennen“³⁴.

Fontane wird sich umso mehr für berechtigt gehalten haben, ein solches Urteil zu fällen, als er mit der Novelle genau vertraut zu sein meinte und ihre Entstehung mit erlebt hat. Denn als Fontane den jungen Heyse in Berlin kennen lernte, arbeitete dieser, wie Fontane in einem Aufsatz über Heyse von 1867 berichtet, „an seiner ‚Urika‘, eine Novelle in Versen, mit der ich mich weder damals noch später recht befreunden konnte und die, während wir es uns auf dem Sopha so bequem machten, als sein Tiefbau und seine hohen Lehnen es zuließen, zu mancher heißen Szene zwischen uns führte. Wer noch brütend über der Arbeit sitzt, fährt leicht auf und schlägt mit den Flügeln“³⁵. —

Der Ton, in dem Fontane im Protokoll über den Inhalt der Novelle berichtet, ist wohl mit Rücksicht auf den mitunter mehr als konservativen „Tunnel“ gewählt. Daher die abschätzigen Bezeichnungen für die republikanischen Truppen, die im Herbst 1793 eine konterrevolutionäre Erhebung in Lyon niederschlugen („Banden von Lyon“) und für die Anhänger Marats („Marat'sches Gesindel“). In Heyses Novelle kommen diese Formulierungen nicht vor, obgleich sonst auch bei Heyse die Republikaner eher negative als positive Züge tragen. —

An einer Stelle weicht der Text der Einzelausgabe von 1852 von dem ab, was Fontane referiert. Etienne wird, nach Heyses Text, von den Republikanern, die den Übergang über die Seine bewachen, lediglich aufgefordert, einen Schluck Wein zu trinken. Er tut es „auf das Wohl“.

der Republik“ und versucht dann, ohne dazu aufgefordert zu sein, Urika zu küssen, ebenfalls „aufs Wohl der Republik“³⁶. Es ist indes möglich, daß Heyse diese Stelle nach der Lesung geändert hat. —

Der Pont Neuf ist eine um 1600 erbaute Brücke im Zentrum von Paris. — Den Protokollen zufolge ist aus der beabsichtigten nochmaligen Lesung der Novelle nach vier Wochen nichts geworden.

Protokoll vom 30. Januar [18]53

Nach Verlesung des Protokolls stellt Quästor Claudius Anträge betreffs der Feier des Eulenspiegelfestes. Es wurden 3 Punkte festgestellt:

1. Gäste sind ausnahmsweise gestattet.
2. Kuvert 20 Sgr.
3. Die Mitglieder erscheinen im Hofkostüm Till Eulenspiegels, d. h. in Narrenkappen und dekoriert mit dem Orden des 3. Dezember.

Louis Napoleon und Till Eulenspiegel scheinen nun mal, betreffs ihrer Feste, zur Nachbarschaft berufen. Der allgemein in Mißkredit gekommene Frack soll auch bei uns durch Domino oder das bloße Hemde ersetzt werden.

Unter den vorliegenden Spänen kommt Maler Müllers „*Ein Königswort*“ zuerst zum Vortrag. Das Gedicht spricht an, und das Anekdotenheft desselben wird mehr als eine Tatsache denn als ein Tadel hervorgehoben. Auf die Ausstellung, daß die im Gedicht glorifizierte Antwort des großen Königs nicht eben charakteristisch für den Alten Fritz sei, erwidert der Dichter sehr richtig, daß letzteres auch gar nicht seine Absicht und nur das Geben einer *königlichen* Antwort ganz allgemein seine Intention gewesen sei. Lafontaine kann sich auch hierbei noch nicht beruhigen und findet in dem gefeierten Wort einen Ausspruch, der alle Tage und in den verschiedensten Lebenssituationen vorkommt und weder was speziell *Alten-Fritziges* noch auch was besonders *Königliches* hat. Endurteil: gut.

Lessing folgt mit den poetischen Hobelspänen, die bei Zimmerung eines wissenschaftlichen Schatzkästleins abfallen, zu dem die Architekten kommender Jahrhunderte wie zu einem Heiligenschreine wallfahrten werden. Die Sammlung dieser Späne wird sich dem Publikum dermal-einst unter dem Namen „*Bau-Sagen*“ präsentieren. Lessing gibt uns zu-vörderst zwei:

Die Gründung von Kairo

Die Wasserleitungen von Kairo.

Beide werden gut befunden.

Lafontaine schließt die Sitzung mit einer altenglischen Ballade: „*Lord William und Schön-Margret*“. Der Eindruck ist ein geteilter. Die Unklarheit einer der letzten Strophen wird allgemein, sogar vom Übersetzer selbst, gefühlt. Über andre Punkte wird debattiert: Unklarheit der ganzen Situation, Unmotiviertheit im einzelnen und allzu viel Sentimentalität

wird von den Gegnern des Gedichts hervorgehoben. Hogarth, der den „nährschen Kerl“, den Lord William, nicht begreifen kann, vergißt, daß man mit der Sentimentalität der ganzen Romantik das Kleid vom Leibe reißen würde. Ritter Toggenburg, der sich seine Hütte unter Linden baut und 'rüber guckt, bis das Fenster klingt, ist entweder verrückt oder aber – poetisch, und der König von Thule hätte freilich verständiger gehandelt, wenn er seinen Becher ins Leihhaus geschickt statt ins Meer geworfen hätte. Das ist eben der Unterschied zwischen Alltagsleben und Poesie.

Die Abstimmung ergab mit genauer Not „sehr gut“.

Eiserner Fonds: 17 Sgr. 9 Pfg.

Lafontaine

Kommentar

Ein Quästor, der die allgemeine Aufsicht über die „dem Tunnel zugehörigen Objekte“ zu führen hatte (u. a. über das Archiv und die Bibliothek) wurde erstmals am 11. 1. 1852 eingesetzt; und zwar bestimmte man dazu George Hesekiel (Claudius). —

Zu Ehren des Schutzpatrons des Vereins, Till Eulenspiegel, wurde jährlich zu Fastnacht ein Eulenspiegelfest gefeiert, zu dem gemäß § 124 der Statuten in der Regel Gäste nicht zugelassen waren. Die Mitglieder sollen dazu den während der Fünfundzwanzigjahrfeier des Vereins gestifteten „Tunnel“-Orden anlegen. Sie durften im „Domino“ erscheinen, einem Maskenkostüm, das aus einem langen Umhang aus schwarzer Seide besteht. —

Wenn Fontane von einer „Nachbarschaft“ zwischen Till Eulenspiegel und Louis Napoleon (Napoleon III.) spricht, und zwar „betreffs ihrer Feste“, scheint er mit Till Eulenspiegel den „Tunnel“ überhaupt zu meinen. Der „Tunnel“ nämlich feierte jeweils am 3. Dezember sein Stiftungsfest, während Napoleon III. Anlaß hatte, den 2. Dezember festlich zu begehen, denn an diesem Tage hatte er sich 1851 mittels eines Staatsstreiches zum Diktator aufgeschwungen und war er 1852 zum Kaiser ausgerufen worden. —

In Hugo von Blombergs (Maler Müller) Gedicht „Ein Königswort“³⁷ antwortet Friedrich II. von Preußen der Delegation der Bürgerschaft einer Stadt, der er nach einer Feuersbunst beim Wiederaufbau geholfen hatte, auf deren Dankesworte:

Ihr habt mir nicht zu danken,
Denn davor bin ich da!

Über Hugo von Blomberg vgl. Fontanes Schilderung in „Von Zwanzig bis Dreißig“ (Abschnitt „Der Tunnel über der Spree“, 5. Kapitel) und die Anmerkungen in Theodor Fontane: Sämtliche Werke. Bd. 15. München 1967, S. 557–561. —

Mit dem „wissenschaftlichen Schatzkästlein“, das Franz Kugler (Lessing) zimmert, ist dessen „Geschichte der Baukunst“ gemeint, deren drei erste

Bände 1856 bis 1859 in Stuttgart erschienen (das Werk wurde später von Jacob Burckhardt und Wilhelm Lübke fortgesetzt).

Wahrscheinlich ist Kugler, der 1858 plötzlich starb, nicht mehr dazu gekommen, die Bausagen im Druck erscheinen zu lassen. Eine Abschrift der beiden vorgetragenen Stücke ist im „Tunnel“-Archiv nicht vorhanden. —

Fontanes (Lafontaine) Ballade „Lord William und Schön-Margret“ erhielt nachher den Titel „Schön-Margret und Lord William“. —

Neben Goethes König von Thule beruft sich Fontane auf Schillers Ritter Toggenburg, den Schiller in der Ballade gleichen Titels (1797) unerwidelter Liebe wegen ins Heilige Land ziehen läßt. Als der Ritter zurückkehrt, findet er seine Geliebte im Kloster; er erbaut sich dem Kloster gegenüber eine Hütte und blickt zum Fenster der Geliebten hinüber, „bis das Fenster klang“. Eines Morgens sitzt er tot am Fenster. —

In dieser Sitzung hatte außerdem Fedor von Köppen (Willamow) einen „Toast zur Geburtstagsfeier Seiner Kgl. Hoheit des Prinzen von Preußen“ vorgetragen. Fontane hat diesen „Toast“ im Protokoll vom 30. 1. 1853 nicht vermerkt, so daß er genötigt war, das im Protokoll der nächster Sitzung (6. 2. 1853) nachzuholen. Ein ähnliches Versäumnis unterlief Fontane im Protokoll vom 16. 10. 1853, in dem er Fedor von Köppens „Toast auf seine Majestät den König“ nicht erwähnte. Auch diesmal mußte er im nächsten Protokoll (23. 10. 1853) über den „Toast“ berichten. Man darf vermuten, daß Fontane diese Toasts aus naheliegenden Gründen eher übergangen als übersehen hat.

Protokoll vom 30. Oktober [18]53

Nach Verlesung des Protokolls schreitet Lafontaine und später Anacreon zum Vortrag des aus der vorigen Sitzung restgebliebenen dritten Teils der Hans Sachs-schen Novelle „*Drei Tage aus einem Leben*“. Nach einer halben Stunde ist die Verlesung beendet, der eine fast anderthalbstündige Debatte auf dem Fuße folgt. Der Inhalt der Novelle ist in wenig Worten *der*: Polizeikommissar Wallroth, eine brave Seele durch und durch, pflichttreu, ehrenhaft, liebevoll, aufopfernd, nimmt von einem Gärtner Bolle, dem er durch günstige Aussage einen Dienst — wiewohl in allen Ehren — geleistet hat, 100 [Reichstaler] als Geschenk an. Seine Frau ruft ahnungsvoll: „Das ist Dein Tod!“, er aber beschwichtigt sie und sich, und die ganze Sache scheint vergessen.

Inzwischen erscheint der 18. März auf dem Schauplatz. Wallroth, loyal und Preuße vom Wirbel bis zur Zeh, benimmt sich in diesem Sinne und erntet andren Tags dafür die polizeipräsidentliche Bemerkung: Sie haben unpolitisch gehandelt. Gerade seine bewiesene Pflichttreue bringt ihn verschiedenen Personen gegenüber, die gehörigen Orts weniger mit Mut gesegnet waren als er, in Mißkredit, und man ist froh, als Gärtner Bolle inzwischen seinen Wohltäter denunziert, 100 [Reichstaler] von ihm genommen zu haben. Der fleckenlose Mann hat nun auch seinen Fleck. Er

wird vom Amt suspendiert; ein Disziplinarhof soll über seine Schuld entscheiden. Monat auf Monat vergeht, der Mann verzehrt sich in Gram, Sorge, Ungewißheit und verletztem Ehrgefühl. Endlich ist der Tag der Entscheidung da, aber der sonst so lebensfrische Mann ist bis aufs äußerste gemütskrank geworden, und anstatt vor Gericht zu erscheinen und seine Freisprechung in Empfang zu nehmen, geht er vors Tor und erschießt sich.

Eine Fülle ziemlich abweichender Urteile wurde zunächst über das Ganze und den Kern der Sache laut. Die Debatte knüpfte zunächst daran, ob es eine tragische oder traurige Geschichte sei. Lessing und Anacreon erklärten sich für das letztere, aber mit dem Unterschiede, daß Lessing diese ganze Gattung der Literatur inclusive Hebbel und Otto Ludwig verwarf, Anacreon hingegen, eben gestützt auf Hebbelsche und auch wohl andre Anschauungen, die Berechtigung dieses Literaturzweiges zugegeben wissen wollte. Unter denen, die ein *tragisches* Geschick in dem Leben und Sterben Wallroths erkennen wollten, standen Immermann und Claudius obenan; während jener aber in dem Nehmen der 100 [Reichstaler] die Schuld des Mannes – wie klein sie immer sein möge – und in dem Angezweifeltsein seiner Ehrenhaftigkeit den Beginn seiner Strafe erkannte, ging Claudius von diesem fraglichen oder doch geringfügigen Unrecht des Wallroth völlig ab und sah in seinem tragischen Ausgang nicht die Nemesis einer begangenen Schuld, sondern vielmehr den Triumph einer feindlichen, finstern Macht, den Sieg anschwäzender Gemeinheit über loyale Rechtschaffenheit, das endliche Ziel einer schändlichen Intrige. Wie vereinzelt Claudius auch mit dieser Anschauung stehen mochte, so regte er doch die Frage dadurch an: Woran geht Wallroth eigentlich zugrunde? – eine Frage, die nun begännt, der Debatte eine andre Wendung zu geben. Die Antworten lauteten verschieden. Während einige bei ihrer schon abgegebenen Auffassung blieben, daß die Wurzel alles Übels der als Belohnung, gleichsam wie eine nachträgliche Bestechung hingenommene 100-[Reichstaler]-Schein sei, glaubte Fouqué die erste und letzte Ursach dieses tragischen Ausgangs in der Religionslosigkeit des Mannes, Metastasio – anknüpfend an diesen Ausspruch und ihn erweiternd, in den Klügeleien einer schief [?] angelegten Natur, die statt der wahren sittlichen Grundlagen nur eine falsche, selbst zurecht gezimmerte Basis gehabt habe, finden zu müssen.

Die Vorzüge der Darstellung wurden – die Breite des 2. Abschnitts abgerechnet – fast einstimmig anerkannt und nur von Lafontaine auf ein gut Teil Geschmacklosigkeit hingewiesen, z. B. auf den Brenzel [?], der als eine mit Liebe und Treue geheizte Lokomotive nach Köpenick fährt – die zu verwinden jenseits seiner Lust und Fähigkeit liege. Endurteil „gut“ mit einer Hinneigung zu „sehr gut“.

Eiserner Fonds: 23 Sgr. 9 Pfg.

Lafontaine

Kommentar

Die Vorlesung der Novelle „Drei Tage aus einem Leben“ von Leo Goldammer (Hans Sachs) war am 23. 10. 1853 begonnen worden.

Das „Tunnel“-Archiv enthält keine Abschrift der Novelle. Auch im Nachlaß Leo Goldammers, den die Berliner Stadtbibliothek verwahrt, ist keine Handschrift der Novelle vorhanden. Einer freundlichen Mitteilung von Herrn Peter P. Rohrlach, Berliner Stadtbibliothek, zufolge geht aus Aufzeichnungen Goldammers, die sich im Nachlaß finden, hervor, daß die Novelle im September 1853 entstanden und nicht zum Druck gelangt ist. Über Leo Goldammer berichtet Fontane in „Von Zwanzig bis Dreißig“ (Abschnitt „Der Tunnel über der Spree“, 5. Kapitel). —

Am 18. März begann während der bürgerlichen Revolution von 1848 die revolutionäre Erhebung der Volksmassen in Berlin.

Anmerkungen

- 1 Außer Fontanes eigener Darstellung in „Von Zwanzig bis Dreißig“ und in seinem Werk „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860“ wären über Fontane als Mitglied des „Tunnels“ heranzuziehen: Hans-Heinrich Reuter: Fontane Bd. 1. Berlin 1968, S. 170–102; 278–294. Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. Hamburg 1967, S. 117–130.

Die Literatur über den „Tunnel“ ist nachgewiesen in:

Joachim Krueger: Das Archiv des „Tunnels über der Spree“ und die Fontane-Sammlung in der Universitätsbibliothek. In: Forschen und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin. Bd. 3. Berlin 1960, S. 445–447

und in

Joachim Schobeß: Literatur von und über Theodor Fontane. 2. Aufl. Potsdam 1965, S. 86–89; 118–128 (Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam. Theodor-Fontane-Archiv. Bestandsverzeichnis. T. 2.).

Ergänzung dazu in:

Fontane-Blätter. Bd. 1, H. 7 (1968), S. 380–381.

- 2 Diese Bemerkung Fontanes, die seinerzeit bei der Veröffentlichung der Briefe an die Familie fortgelassen wurde, ist in der Abschrift des Briefes überliefert, die sich im Besitz des Theodor-Fontane-Archivs befindet. Herrn Bibliotheksrat Joachim Schobeß danke ich für die freundliche Überlassung einer Photokopie der Briefabschrift.
- 3 Th. Fontane: Briefe. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt von Charlotte Jolles [Bd.] 3. Berlin 1971, S. 42.
- 4 Veröffentlicht in: Herbert Knorr: Fontane und England. Bd. 2. Göttingen 1964, Bl. XI–XVIII (Göttingen Phil. Diss. 1964).
- 5 Sitzungs-Protokoll des Literarischen Sonntags-Vereins „Tunnel über der Spree“ zu Berlin. Jg. 39: 1865/66. Berlin [1867], S. 45; Jg. 40: 1866/67. Berlin [1868], S. 45.
- 6 Th. Fontane: Briefe. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt von Charlotte Jolles. [Bd.] 3. Berlin 1971, S. 64.

- 7 Zur Geschichte des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) in Berlin. 1827–1877. Berlin o. J.: J. Sittenfeld, S. 6.
- 8 Der Brief befindet sich im Besitz der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität und ist an einen Pfarrer gerichtet.
- 9 Sie sind nachgewiesen in:
Joachim Krueger: Fontane-Autographen der Universitätsbibliothek Berlin. Ein Verzeichnis. Im Anhang: Zwanzig wenig bekannte Briefe Fontanes. Berlin 1973 (Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Berlin, Nr. 13).
- 10 Seit dem 21. Jahr des Bestehens des „Tunnels“ d. h. ab Ende 1847, kamen das systematische Sammeln und das Einbinden der „Späne“ in Fortfall. Nur wenige „Späne“ wurden aufgehoben. Infolgedessen ist von keinem der Werke, um die es in den folgenden fünf Protokollen geht, eine Abschrift im Vereinsarchiv vorhanden.
- 11 Statuten des Sonntags-Vereins zu Berlin. Als Ms. gedr. Berlin (1835): A. W. Hayn (besonders §§ 117–121); auch in: Fritz Behrend: Der Tunnel über der Spree. [T.] 1: 1827–1840. Berlin 1919, S. 139 f. (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. H. 51.)
- 12 Statuten des Sonntags-Vereins, a. a. O., § 118.
- 13 Fritz Behrend: Theodor Fontane in seinem Leben und Schaffen. Privatdruck. Berlin 1933: Aldus, S. 57–70.
- 14 Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. Hamburg 1967, S. 369 f.
- 15 Carl Wegmann: Theodor Fontane als Übersetzer englischer und schottischer Balladen. Münster 1910 (Zugl. Münster Phil. Diss. 1910).
- 16 Ernst Kohler: Die Balladendichtung im Berliner Tunnel über der Spree. Berlin 1940 (Germanische Studien. H. 223.) (Zugl. Berlin Phil. Diss. 1940).
- 17 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. Hrsg. von Julius Petersen. Bd. 1. 2. München 1940 (im Folgenden abgekürzt: Fontane-Lepel).
- 18 Für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung der Protokolle dankt der Herausgeber Frau Direktor W. Irmscher. – Die früher publizierten Ausschnitte bei: E. Kohler: Die Balladendichtung, a. a. O., S. 377; Fontane-Lepel, Bd. 1, S. 452 und 456.
- 19 Fontane-Lepel, Bd. 1, S. 329.
- 20 Karl Friedrich Klöden: Die Götter des Wendenlandes und die Orte ihrer Verehrung. In: Märkische Forschungen. Bd. 3 (1847), S. 193–291, besonders S. 279 bis 281.
- 21 Fontane-Lepel, Bd. 1, S. 324.
- 22 Gedruckt in: Bernhard von Lepel: Gedichte. Berlin 1866, S. 168–177.
- 23 Vgl. Fontane-Lepel, Bd. 1, S. 320.
- 24 Fontane kommt auf die Feier in einer Rezension von Januar 1875 zurück: „Altmeister Rauch, weiß-wehenden Haares“ wurde nach Fontanes Bericht „wie im Triumph über den Opernplatz geführt“. Übrigens hat Fontane anlässlich der feierlichen Enthüllung ebenfalls ein Gedicht geschrieben, betitelt „Der alte Fritz“ (vgl. Th. Fontane: Sämtliche Werke. Bd. 22,1. München 1964, S. 399 und Bd. 20. München 1962, S. 260 f. sowie Fontane-Lepel, Bd. 1, S. 318).
- 25 Das Denkmal, das Rauch in den Jahren 1840–1851 geschaffen hatte, stand früher in Berlin auf der Straße Unter den Linden; seit 1962 hat es seinen Platz in Potsdam im Park von Sanssouci.

- 26 Das beweisen z. B. die während der Feier gehaltenen Reden; sie sind gedruckt in:
 Andreas Sommer: Gedenkbuch, enthaltend die Geschichte und Beschreibung des Friedrichs-Denkmal in Berlin sowie die Darstellung der Grundsteinlegung am 1. Juni 1840 und der Enthüllung desselben am 31. Mai 1851. Berlin 1852.
- 27 Fontane-Lepel, Bd. 1, S. 363, 370, 382-384.
- 28 Die Arbeit Schüters und seiner Gehilfen zog sich insgesamt von 1696 bis 1709 hin. Das Denkmal wurde auf der Langen Brücke (jetzt Rathausbrücke) in Berlin aufgestellt; seit 1952 steht es im Ehrenhof des Schlosses Charlottenhof (Westberlin). — Angabe des Datums der Enthüllung nach: Fedor von Zobeltitz: Berlin und die Mark Brandenburg. Bielefeld, Leipzig 1902, S. 42 (Land und Leute. 14.).
- 29 Bernhard von Lepel: Gedichte. Berlin 1866, S. 169.
- 30 Paul Heyse: Urica. Berlin 1852. 46 S. kl. 8°; später in: P. Heyse: Hermen. Berlin 1854.
- 31 Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin, Weimar 1972, S. 27 (im Folgenden abgekürzt: Fontane-Heyse).
- 32 Fontane-Heyse, S. 281.
- 33 Fontane-Heyse, S. 281.
- 34 Fontane-Heyse, S. 238; das Zitat stammt aus Fontanes 1853 erschienenem Aufsatz „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“.
- 35 Fontane-Heyse, S. 246.
- 36 Paul Heyse: Urica. Berlin 1852, S. 41.
- 37 Gedruckt in: Argo. Album für Kunst und Dichtung. Hrsg. von Friedrich Eggers, Theodor Hosemann, Bernhard von Lepel. Breslau 1858, S. 5; auch in: Theodor Fontane im Freundeskreise. Lieder und Balladen aus dem Tunnel über der Spree. Berlin, Leipzig 1934, S. 59-61 (Das Erbe der Vergangenheit. 4.).

Theodor Fontane

Ein Briefwechsel mit seiner Frau

Mitgeteilt und kommentiert von Gotthard Erler (Berlin)

Ende Mai 1878 reiste Emilie Fontane für einige Wochen zu ihrer Freundin Johanna Treutler nach Neuhof bei Liegnitz, und Theodor Fontane, den seine literarischen Geschäfte in Berlin festhielten, schrieb ihr nach alter Gewohnheit fast täglich einen Brief. Da sich in jenen Tagen dramatische Ereignisse überstürzten, in denen Fontane den politisch-gesellschaftlichen Zustand Preußen-Deutschlands symptomatisch signalisiert fand, nutzte er den Briefwechsel mit seiner Frau zu ausgiebiger Erörterung, und so wurde die Brieffolge aus der ersten Junihälfte 1878 zu einem der aufschlußreichsten Abschnitte seiner aufschlußreichen Korrespondenz.

Am 31. Mai waren bei klarer Sicht vor der Südküste Englands zwei deutsche Panzerschiffe zusammengestoßen; der „Große Kurfürst“, der erst 1875 vom Stapel gelaufen war, sank sofort und riß 274 Matrosen mit in die Tiefe. Am 2. Juni unternahm Nobiling in Berlin einen Attentatsversuch auf Wilhelm I., nachdem Hödel bereits am 11. Mai auf den Kaiser geschossen hatte. Die Anschläge, die nachweislich von Außenseitern verübt worden waren, lieferten Bismarck den willkommenen Vorwand für eine Kampagne gegen die Sozialdemokraten (die im Oktober schließlich zu den Antisozialistengesetzen führte).

Für Fontane waren diese Vorgänge akuter Anlaß, seine Haltung gegenüber Preußen und der Arbeiterbewegung erneut zu überprüfen, und in der Korrespondenz mit seiner Frau legte er darüber höchst bemerkenswerte Geständnisse ab. Man lese noch einmal nach, was er etwa am 5. Juni über die vollkommene Ebenbürtigkeit von Millionen Arbeitern und am 8. Juni über die perfekte Unfähigkeit preußischer Militärs schrieb. In diesen Briefen markiert sich der Beginn jener politischen „Linksentwicklung“, die mit dem wachsenden Selbstverständnis des Schriftstellers Fontane synchronisiert ist (dessen erster, in Jahrzehnten gereifter Roman, „Vor dem Sturm“, in ebenjenen Wochen im Vorabdruck erscheint). Daher wird der Briefwechsel mit Frau Emilie auch von sehr persönlichen Auseinandersetzungen geprägt, in denen Fontane selbstbewußt seine Position im Kreis der Berliner Freunde bestimmt, denen er sich mit Recht überlegen weiß. Da Frau Emilie im ehelichen Streitgespräch weit origineller und liebenswürdiger auftritt, als Fontanes Briefe es widerspiegeln, geben wir im folgenden beiden das Wort!

Neuhof, 11. Juni 1878

Mein lieber, alter Mann.

Ich beeile mich, Deine heutigen Zeilen, mit der „Argwohns-Abhandlung“, zu beantworten². Vorläufig war ich froh, daß Du nichts Schlimmeres schriebst, denn ich war schon auf alle möglichen Greuel gefaßt, die Dir am Preß-Theaterabend³ passiert seien, da Theo mir geschrieben, Du hättest dabei solchen Ärger gehabt. Bei manchem möchte ich Dir doch auch zurufen: take it easy⁴. Wenn ich jetzt so aus der Ferne Deine Kritiken zu lesen bekomme, so fällt mir den armen Schauspielern gegenüber immer wieder ein gewisser schulmeisteriger Ernst, eine Art schmerzlicher Resignation auf. Und daran möchte ich gleich anknüpfen, um über Deine Bedenken zu Deinen Freunden etc. zu reden. Daß die Genannten Dich alle lieben u. verehren, davon bin ich wie von meinem Leben überzeugt, u. ich glaube auch angeben zu können, wodurch dann und wann Deine Zweifel entstehen. Selbst *sehr kühl* u. wenig aufmerksam den Freunden gegenüber (so beabsichtigst Du am Donnerstag, an Heydens Geburtstag⁵, ein kleines Diner zu geben, wozu Du ihn doch wohl nicht eingeladen hättest? Heydens, die Dir manchen Geburtstag verherrlicht haben.), bist Du in the long run⁶ so verwöhnt von allen Menschen, daß Du auch ein bisschen viel Aufmerksamkeit verlangst. Daß

Du in den Gesellschaften von P. L.⁷ usw. andere Aufnahme gefunden, ist ganz natürlich; dem Kreise bist Du „neu“; bewegtest Du Dich darin wie in dem Deiner Freunde, würde es bald anders sein. Nur Du bringst das Gefühl Deiner „Stellungslosigkeit“⁸ mit, die anderen, mit Stellen etc., beneiden Dich darum u. meist auch darum, daß Du reden kannst, wie Dir der Schnabel gewachsen ist. In *einem*, glaube ich, bist Du manchmal auch Deinen wärmsten Verehrern u. -rinnen unbequem, in Deiner Wahrhaftigkeit u. Gründlichkeit! Wehe dem Unglücklichen, der *obenhin* Dir etwas erzählt; er muß jedes ausgesprochene Wort besiegeln u. beschwören, u. wehe der Unglücklichen, die eine leichte Frage hinwirft, sie muß die eingehendste Abhandlung aushalten. Nun, alles zu seiner Zeit. Auch die geistreichste Abhandlung ist gesellschaftlich mal nicht am Platz, u. ein hingeworfenes Wort bleibt besser unerörtert. Aus dieser „liebenswürdigen Schwerfälligkeit“, die Du manchmal hast, entsteht dann eine *gêne*⁹, die Du dem einen oder anderen anmerkst und woraus Du dann Gott weiß was für argwöhnische Schlüsse machst. Deine Wahrhaftigkeit und Dein AufdenGrundgehen geniert die Menschen, auch die besten u. Dir wohlgeuogsten. (Mich nicht.)

Die Feiertage sind nun glücklich vorüber. Der erste brachte mir Deinen lieben Brief¹⁰ u. den sehr netten von Mete; auch für Friedels bedanke ich mich. Am Mittag waren hier Verwandte zu Tisch, u. später kamen die „mutmaßlich“ durch Clärchen *werdenden* Verwandten. Nette, feine Menschen, so Herren wie Damen, u. doch sind es immer endlos lange Stunden, wie ich sie in Berlin in *keiner* Gesellschaft durchlebe; hier täte mal ein gründliches Element not. Alles kleine u. kleinste Interessen u. alles andere dem Stadtblättchen, höchstens der Breslauer Zeitung entnommen. Gestern bei Regenwetter fuhr ich mit Clärchen u. Hedwig zur Kirche. Die Predigt war gut genug; aber einige Landleute in meiner Nähe hatten Rosmarin-Sträußchen, deren Duft mit dem multrigen Kirchengesang mir Kopfweg verursachten; außerdem verdroß es mich, daß eine ursprünglich schöne oder doch eigentümliche katholische Kirche mit der Zeit in unserem Besitz zu einer alten Rumpelkammer ohne jegliche Stileinhaltung umgeformt ist. Zu Tisch nahmen wir uns unseren alten 78jährigen Doktor mit heraus (Sophie ist mit ihrer Tochter verheiratet) und spielten später mit ihm Whist mit dem Strohmann. Sehr erfreute mich unseres lieben Theos u. Tillas Brief. Beiden danke ich für die Festfreude, die sie mir dadurch bereitet, u. bitte ersteren mir eine Antwort zu erlassen, da alles Mitzuteilende er aus meinen Briefen an Dich erfährt. — Ich habe wieder eine schmerzhafteste Pflastererfahrung gemacht, indem dasselbe, welches Johanna permanent trägt, mir wieder solche Wunden verursacht hat, daß mein ganzer Rücken wie abgezogen war u. erst heute abzuheilen beginnt. Wie viel nervöser ich mit zunehmendem Alter werde, merke ich, weil ich mich auch beim Schnellenfahren ängstige. Sonst bekommt mir das ruhige Leben sehr gut; ich esse wunderschöne saure Milch zum zweiten Frühstück, die sich als wirksame u. jedenfalls für mich billige Brunnenkur bewährt. — Wie lange meines Bleibens hier sein wird, kann ich gar nicht bestimmen, da

die Pläne meiner lieben Wirte für den Sommer noch ganz unentschieden sind. Mein Hiersein hätte beinah den dringenden Wunsch Treutlers, Johanna acht Tage in Dresden zu genießen, vereitelt, wenn die Mädchen es mir nicht verraten hätten. Ich habe ihr nun energisch erklärt, wenn sie am 21. d. nicht nach Dresden abreise, ich an dem Tage nach Berlin abdampfen würde. Nun hat sie endlich nachgegeben. Für Deine freundlichen Zeilen dankt sie sehr. Mit 1000 Grüßen an Freund u. — Feind u. der Bitte, mir meine Klugschmuserei nachzusehen: „le style“¹¹ ist nicht meine Force, immer u. immer Deine Dich zärtlich liebende Alte. Ich schreibe zum 13. an Heyden eine Karte. Sonntag, am 16., ist Josels Gebtg.

Berlin, 12. Juni 78

Potsdamer Straße 134 c

Meine liebe Frau.

Morgen, an Heydens Geburtstag — zu dem ich noch den üblichen Toast¹² zu meiner und andrer Mattfreude (dies sag ich aber wahrhaftig nicht aus gekränkter Eitelkeit) zu machen habe —, wird aus dem Schreiben nicht viel werden; so will ich Dir schon heute für Deinen ausführlichen Brief danken. Es ist sehr liebenswürdig, daß Du auf meine vielleicht nur allzu oft wiederholte Klage eingehst und, in aller Gütigkeit gegen mich, doch schließlich alles aus meinen eignen Fehlern und Schwächen, großen und kleinen, erklären willst. Es hilft mir nun mal nichts; es mag liegen, wie es will, das Ende vom Liede bleibt doch immer, daß *ich* unrecht habe. Mal sagst Du's freundlich, mal unfreundlich, aber es bleibt immer dasselbe. Streite ich mit dem dummsten Menschen über Kunst, schreibt mir wer einen anzüglichen Brief, findet wer meine Kritik zu scharf, meine Bücher zu langweilig — Du sekundierst immer meinem Gegner. Diesmal meinst Du es sehr gut, aber es wird dadurch nicht richtiger. Ich bin kühl, nicht sehr aufmerksam, etwas rechthaberisch, etwas pedantisch und viel breiter und gründlicher, als die Menschen lieben. Es ließe sich über alle diese Dinge schließlich auch noch sehr streiten, aber ich will sie mal ohne weiteres gelten lassen; ich sage nur einfach, sieh Dir die *andern* an. Denkst Du denn, daß mich Zöllners¹³ Urteile über Bücher, die er nicht gelesen hat, besonders interessieren? Glaubst Du denn, daß es eine Freude für mich war, unsern alten Richard¹⁴ über seine unendlichen „Sitzungen“ perorieren oder eine Onkel Ungersche Anekdote zum 20. Mal vortragen zu hören! Denkst Du denn, daß es mir nicht eine Tortur ist, unsern Heyden, wenn er mit Macbeth oder Hamlet beginnt, sofort bei seinen Walküren oder dem „Oluf“¹⁵ ankommen zu sehn. Von den viel matteren Pilgern der Gesellschaft — denn dies sind die glänzenden Nummern — will ich gar nicht erst sprechen. Aber hast Du je ein Zeichen der Ungeduld bei mir wahrgenommen? Zum Donnerwetter, wer sind all die lieben Leute, daß sie den Anspruch erheben können, meine Aufmerksamkeit fordern zu dürfen, während sie mir die ihrige, nach Laune, versagen oder gewähren? Du weißt recht gut, daß ich, mit alleiniger Ausnahme

von Lazarus¹⁶ (und gerade über *den* hab ich mich nie zu beschweren), den andern an Wissen, Esprit und Gedanken überlegen bin, und ich verlange, daß man mir dies zugesteht, sonst soll man mich in Ruhe lassen. Ich dränge mich nirgends ein, man fordert mich auf zu erscheinen, und nachdem ich erschienen bin, Du wirst dies einräumen, schaff ich Leben in die Bude. Dafür sollte man mir danken; ich habe Anspruch darauf, „kajoliert“¹⁷ zu werden; denn wie Du nur zu gut weißt, ich bringe Opfer, wenn ich mich von meinem Buch und meinem Teetisch trenne und statt dessen in meine halbschmutzigen weißen Handschuhe fahre. Nun aber *ist* das Opfer gebracht, mit einem heitren Todesmut, der einer beßren Sache wert wäre, spring ich in die Bresche und erzähle den Leuten (nicht zu meiner Erbauung; ich schwiege lieber) vom Hundertsten und Tausendsten. Dafür verlang ich einen Gesellschaftsorden, aber nicht lange Gesichter. Wer mir *die* zeigen will, der soll mich zu Hause lassen. Von aus dem Moment heraus erwachsener Verschuldung kann keine Rede sein; es wird nicht oft vorkommen, kommt es aber vor, so muß man eben dieselbe Nachsicht üben, die ich beständig übe, und muß es um so eher, als ich solche gelegentlichen Verstöße gleich selbst fühle und nie unterlasse, um Entschuldigung zu bitten. Das tu ich auch in bezug auf diesen Brief; ich habe nicht recht geschlafen, bin deshalb angegriffen, und so ist alles schwerfälliger und weitschichtiger herausgekommen, als es sollte. So viel bleibt aber bestehn, und das ist des Pudels Kern: *ich* bin, im gesellschaftlichen Leben, sehr artig, sehr milde, sehr zum Verzeihen geneigt, und die andern sind es *nicht*. Am schlimmsten liegen seit einiger Zeit die Sachen bei v. Ws.¹⁸ Wie können sie mich zu Lienau und Frau überhaupt einladen? Es ist ein Unsinn.

Zwei Briefe leg ich bei, die Dich mehr erfreuen werden als mein eigener deutscher Aufsatz. An Schaffenger werd ich, wie George es wünscht, schreiben, und zwar heute noch; einen Anstandsbrief werd ich wohl noch fertig kriegen. Die Zeilen von Hertz¹⁹ sind *sehr* freundlich. Zu meinen kleinen, beinah zu meinen großen Glücken zählt es, daß dieser Mann, was sonst auch seine Schwächen sein mögen, in seinen freundlichen Gesinnungen gegen mich und meine Arbeiten so treu aushält. Bei meiner großen Reizbarkeit, die ich beklage, aber nun nicht mehr ablegen kann, würd ich mit einem mäklichen, sich immer nüchtern und ablehnend verhaltenden Buchhändler gar nicht auskommen können. Ich hatte proponiert, über Eberty²⁰ erst im September zu schreiben, und legte – zugleich wegen des Romans²¹ und seines Erscheinens zum Herbst (Anfang Oktober) anfragend – die beiden Königschen Briefe²² bei, den sogenannten „Durchschläger“-Brief und den andern, der die Erlaubnis zu der früheren Veröffentlichung erteilt. Was H. nun tun wird, weiß ich nicht; ich muß es ihm überlassen. Vielleicht erfahr ich es am Freitagabend, denn ich habe die Einladung angenommen. – Gestern abend war ich bei Bleibtreus²³; Auerbach²⁴, trotzdem Dienstag war, *nicht* da, statt dessen Orelli²⁵ und noch ein andrer Herr. Es war alles angenehmer, als ich erwartet hatte, und 11 war nah heran, als ich ging. Unterwegs, am Kanal, traf ich Lepel²⁶, mit Gattin und Frau v. Hardeck. Er begleitete mich ein Stück und über-

ließ die Damen ihrem Schicksal, was mich etwas überraschte. Er will seine Stellung aufgeben. Ich find es ganz in der Ordnung; er ist ein Wrack und kann solchen Dienst nicht mehr leisten. Vielleicht hat man ihm auch einen Wink gegeben. — Auf die „Ahnfrau“ haben die Berliner nicht recht angebissen²⁷; es war auch eine sonderbare Pfingst-Überraschung; eine Frau wurde ohnmächtig, ein Mann vom Schläge getroffen. Kein Wunder; den Schluß bildet eine Mondschein-Gruft mit 9 Prachtsärgen; aus einem erhebt sich, völlig geisterhaft, die „Ahnfrau“. Das war zu viel. Der Mann im Parquet fiel um. — Also morgen H.s Geburtstag. Theo hat vom 13. bis 23. sechs Geburtstage zu besorgen. Er tut mir leid. Morgen schick ich Dir meinen Pantenius-Aufsatz²⁸ mit der Bitte, ihn abzuschreiben. Alles grüßt aufs herzlichste. Am meisten Dein

Th. F.

Anmerkungen

- 1 Das Original von Emilie Fontanes Brief vom 11. Juni 1878 wird im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt (B 315), wo sich einst auch die Handschrift des Fontane-Briefes vom 12. Juni 1878 befand. Sie gehört zu jenen Materialien, die in Diebeshand gerieten und seit Jahren auf dem Autographenmarkt in der BRD wieder auftauchen. Der vorliegende Brief, gekürzt veröffentlicht in den „Briefen an die Familie“, Band 1, S. 255, wurde im Februar 1973 in Marburg versteigert (vgl. Fontane-Blätter, Bd. 3, Heft 1, S. 78). Unser Text folgt einer Abschrift, über die das Theodor-Fontane-Archiv unter der Signatur Ba 664 verfügt.
- 2 Fontanes Brief vom 10. Juni 1878; in: Fontanes Briefe in zwei Bänden, ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1968, Bd. 1, S. 454 ff.
- 3 Zugunsten der Unterstützungskasse des Vereins „Berliner Presse“ wurden am 8. Juni Stücke von Gensichen, Granichstädten und Schneider in den Inszenierungen dreier Berliner Theater aufgeführt. Die Vorstellung war kaum besucht, und vor allem fehlten die Pressevertreter (worüber sich Fontane in seiner Besprechung in der Vossischen Zeitung mokierte).
- 4 (engl.) mach dir nichts draus.
- 5 Der Berliner Maler und spätere Professor für Kostümkunde August von Heyden (1827–1897), mit dem Fontane jahrzehntelang befreundet war, feierte seinen 51. Geburtstag.
- 6 (engl.) auf die Dauer.
- 7 Der Berliner Schriftsteller, Publizist und Zeitschriftenherausgeber Paul Lindau (1839–1919).
- 8 Fontane hatte in seinem Brief vom 10. Juni geschrieben: „Man würde mir die Stellung, die ich verlange, auch einräumen, wenn ich in einer ansehnlichen Lebensstellung wäre. So klingt das ‚arme Luder‘ immer mit. Nur unter ganz Fremden ergeht es mir besser.“
- 9 Peinlichkeit.
- 10 Fontanes Brief vom 8. Juni 1878; in: Briefe in zwei Bänden, a. a. O., Bd. 1, S. 452 ff.
- 11 (franz.) der Stil. Anspielung auf Fontanes Brief vom 10. Juni 1878, in dem Buffons Satz „le style c'est l'homme“ (der Stil ist der Mensch) zitiert wird.

- 12 Fontanes Toast wurde aus den Beständen des Theodor-Fontane-Archivs erst 1964 im Bd. 6 der Hanser-Ausgabe veröffentlicht.
- 13 Karl Zöllner (1821–1897), mit Fontane befreundeter Jurist in Berlin; wurde 1876 Nachfolger Fontanes als Erster Sekretär in der Akademie der Künste.
- 14 Richard Lucae (1829–1877), Architekt und seit 1872 Direktor der Bauakademie in Berlin. In der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ hat Fontane über Lucaes gesellschaftliche Meriten wesentlich günstiger geurteilt. Im gleichen Zusammenhang spricht er dort auch über den Kunsthistoriker und Restaurator Manasse Unger (1802–1868), im Freundeskreis „Onkel Unger“ genannt.
- 15 Anspielung auf zwei Gemälde August von Heydens: „Die über das Schlachtfeld reitenden Walküren“ (1872) und „Der Hochzeitsritt des Herrn Olof“ (1875).
- 16 Moritz Lazarus (1824–1903), philosophischer Schriftsteller und Völkerpsychologe in Berlin; lange Zeit mit Fontane befreundet.
- 17 umworben.
- 18 Die Familie des Freiherrn Karl Hermann von Wangenheim (1807–1890), mit der Fontane seit den fünfziger Jahren bekannt war.
- 19 Wilhelm Hertz (1822–1901), Verleger in Berlin, bei dem Fontane u. a. die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und „Vor dem Sturm“ herausbrachte.
- 20 Felix Eberty (1812–1884), Schriftsteller und Jurist in Breslau. Fontane besprach dessen bei Hertz erschienene „Jugenderinnerungen“ im Juni 1878 in der Vossischen Zeitung.
- 21 „Vor dem Sturm“.
- 22 Robert König (1828–1900), Journalist, war von 1864 bis 1889 Chefredakteur der Leipziger Zeitschrift „Daheim“, in der „Vor dem Sturm“ im Vorabdruck erschien. Im Tagebuch vermerkte Fontane: „Dr. König schrieb mir nun einen Liebesbrief: ‚Wäre alles wie der Schlußband, besonders seine zweite Hälfte, so wär es ein ‚Durchschläger‘ geworden.‘ Neues Wort, das ich noch nicht kannte.“
- 23 Georg Bleibtreu (1828–1892), Schlachtenmaler in Berlin; sein Sohn Karl B. (1859–1928) trat als Publizist und Schriftsteller der naturalistischen Bewegung hervor.
- 24 Berthold Auerbach (1812–1882), Schriftsteller, der vor allem durch seine „Dorfgeschichten“ bekannt wurde.
- 25 Heinrich von Orelli (1815–1880), Schriftsteller und Kritiker.
- 26 Bernhard von Lepel (1818–1885), Offizier und Dichter in Berlin, langjähriger Freund Fontanes. Lepel war damals Chef einer Provinzial-Invaliden-Kompanie in Prenzlau.
- 27 Am 8. Juni 1878 hatten die Meininger Grillparzers „Ahnfrau“ im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin gespielt.
- 28 Der Aufsatz wurde im Juli 1878 in der „Gegenwart“ unter dem Titel „Baltisches Leben in Romanen von Th. H. Pantenius“ veröffentlicht. Pantenius (1843–1915) schrieb Romane und war Redakteur an der Zeitschrift „Daheim“ und später zugleich bei „Velhagen und Klasings Monatsheften“.

Gerhard Friedrich (Heidelberg)

Die Witwe Pittelkow

Wenn schon nicht die Entstehungsgeschichte der „Stine“ selbst, so ist doch zumindest der Bericht Fontanes von dieser Entstehungsgeschichte in seinem Brief an Theodor Wolff vom 28. 4. 1890 einigermaßen rätselhaft. In diesem Brief versichert Fontane, er habe mit „Stine“ etwa 1885 begonnen und sei dabei vorgedrungen „bis zu dem Hauptkapitel, wo der alte Graf und die Pittelkow in dem ‚Untätchen‘-Gespräch aufeinanderplatzen.“¹ Nach Ausweis seines Tagebuchs aber hat Fontane „Stine“ bereits im Dezember 1881 im Brouillon abgeschlossen und schon im März 1882 mit Joseph Kürschner eine erste Abmachung über den Druck von „Stine“ getroffen.² Daß Fontane die frühe Entstehung der „Stine“ vergessen haben könnte, darf als ausgeschlossen gelten; warum er sie Wolff, dem Chefredakteur des „Berliner Tageblattes“, unterschlug, darüber sollen hier keine Vermutungen angestellt werden. Auffällig ist der Vorgang allerdings insofern, als die Tendenz des Fontaneschen Briefes dahingeht, mit der komplizierten Entstehungsgeschichte von „Stine“ und „Irrungen, Wirrungen“ gewisse Schwächen der später veröffentlichten „Stine“ zu erklären: „Diese vielen Pausen und Zwischenschiebereien sind schuld, daß sich manches wiederholt. Am deutlichsten tritt dies bei den Ulkereien mit den Namensgebungen hervor. Sarastro, Papageno, Königin der Nacht, das war, glaub' ich, ein ganz guter Einfall, den wir auf 1885 oder vielleicht etwas früher festsetzen können. Als ich nun Ausgangs 1886, also nach mehr als anderthalb Jahren, wieder ‚Irrungen, Wirrungen‘ aufnahm und fertig machte, hatte ich meinen Sarastro usw. ganz vergessen und machte nun den Witz noch mal, indem ich der ganzen Demimondegesellschaft die Namen aus Schillers ‚Jungfrau‘ gab. Hätte ich den Sarastro noch im Gedächtnis, so hätte ich das vermieden. Und so ist es mit vielen andern Einzelheiten. Es ließ sich aber nicht mehr herauschaffen.“ Je komplizierter (und also wahrer!) Fontane den Sachverhalt dargestellt hätte, umso überzeugender wäre seine „Verteidigung“ gewesen. Warum verzichtete er darauf?

Wie dem auch sei, der Brief macht bereits von der Entstehungsgeschichte her die enge Zusammengehörigkeit der beiden Romane einsichtig. Es nimmt deshalb nicht wunder, daß Fontane sie von vornherein auch in anderen Briefen zusammen nennt und aneinander mißt, so in einem Brief an Emil Dominik: „‚Stine‘ ist das richtige Pendant zu ‚Irrungen, Wirrungen‘, stellenweise weniger gut, stellenweise besser. Es ist nicht ein so breites, weite Kreise umfassendes Stadt- und Lebensbild wie ‚Irrungen, Wirrungen‘, aber an den entscheidenden Stellen energischer, wirkungsvoller. Die Hauptperson ist nicht Stine, sondern deren ältere Schwester: Witwe Pittelkow. Ich glaube, sie ist eine mir gelungene und noch nicht dagewesene Figur.“³ Klingt dieses Doppelurteil noch so, als verteile Fontane seine Sympathie gleichmäßig auf beide Romane, so setzt der etwa ein halbes Jahr später an Paul Schlenther geschriebene Brief die Akzente schon anders, wobei Fontane offenkundig gewisse Ein-

wände Schlenthers gelten läßt: „Stine, als Figur, bleibt weit hinter Lene zurück, und da sie die Hauptheldin ist und dem Ganzen den Namen gibt, so hat das Ganze mit darunter zu leiden. Davon wäscht mich kein Regen ab, und auch der Umstand, daß die Pittelkow und der alte Graf Haldern zu den besten Figuren meiner Gesamtproduktion gehören, kann die Sache nicht wieder ins gleiche bringen. Ich habe dabei nur einen Trost: je länger ich lebe, je klarer wird es mir, es ist auch gar nicht nötig, daß einem ein Ding in allen Teilen geglückt. Es ist nur wünschenswert. Geht dieser Wunsch aber nicht in Erfüllung, und dies ist die Regel, ... so muß man schon zufrieden sein, wenn dem mühe- und liebevoll Geschaffenen die Existenzberechtigung zugesprochen wird. Das ist schon sehr viel, und dies habe ich ja auch mit meiner Stine erreicht.“⁴ Dieses rasche Zurückweichen Fontanes vor der Kritik Schlenthers ist umso verständlicher, wenn man bedenkt, daß Fontanes innere Einstellung zu den beiden Werken von Anfang an differierte: Ein Urteil wie das über „Irrungen, Wirrungen“ ist über „Stine“ nicht erhalten. Über das zuerst veröffentlichte Werk hatte Fontane geschrieben: „... wer hat jetzt Lust und Fähigkeit, auf die hundert und, ich kann dreist sagen, auf die tausend Finessen zu achten, die ich dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Lebensweg gegeben habe.“ Auch in späteren Briefen hat Fontane an seiner kritischen Einstellung gegenüber „Stine“ festgehalten und sein Urteil noch präzisiert: „Lene ist berlinischer, gesünder,⁶ sympathischer und schließlich auch die besser gezeichnete Figur. Auf die Frage Lene oder Stine hin angesehen, kann ‚Stine‘ nicht bestehen. Darüber habe ich mir selber keine Illusionen gemacht.“⁷ In der Tat wird kein Leser der beiden Werke die Richtigkeit des Urteils von Fontane bestreiten. Unter den in den 80er Jahren entstandenen Gesellschaftsromanen steht „Irrungen, Wirrungen“ künstlerisch an der Spitze. Der Konsens der Interpreten, von Fontane eingeleitet, ist unübersehbar und soll hier auch nicht in Frage gestellt werden. Eines nur ist zu bedenken: Fontane hat so viele Entwürfe liegenlassen, fast Vollendetes beiseite geschoben („Mathilde Möhring“!) – weshalb hielt er ausgerechnet an „Stine“ fest und vollendete diesen Roman, mit dem er doch, nach Meinung seiner Kritiker und Interpreten, über „Irrungen, Wirrungen“ nicht hinaus kam, nicht als Künstler und nicht als Gesellschaftskritiker? Mit dem er vielmehr (und wie oft ist ihm das mit seinen eigenen Worten bescheinigt worden!) hinter dem doch „besonders geliebten“ Werk zurückblieb?⁸ Künstlerisch schien der zweite Wurf schon insofern irrelevant, als im Mittelpunkt ein psychischer und physischer Sonderfall steht: Waldemars schwere Verletzung hat ihn aus seinem Lebenskreis gerissen und aus ihm einen Einzelgänger gemacht, dessen Verhalten, Denken und Fühlen in keiner Weise als typisch für seinen Stand gelten kann. Seinem Willen, die Standesschranken zu mißachten, haftet zuviel Krankhaft-Eigensinniges an, als daß sein Verhalten für die Erhellung des gesellschaftlichen Lebens der Zeit verwendbar gewesen wäre. Was also war Fontane an „Stine“ wichtig? Er hat die Antwort darauf selbst gegeben: „Die Hauptperson ist nicht Stine, sondern ihre Schwester: Witwe Pittelkow.“ Noch zweieinhalb Jahre später wiederholte er sich: „Mir sind die Pittelkow und der alte Graf die Hauptper-

sonen, und ihre Porträtierung war mir wichtiger als die Geschichte.“ Und er fährt mit übertreibender Selbstkritik fort: „Das soll gewiß nicht sein, und der eigentliche Fabulist muß der Erzählung als solcher gerechter werden. Aber das steckt nun mal nicht in mir. In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können.“⁹ Nirgends sonst hat Fontane die Geschichte eines Romans (wenn sein Roman schon eine Geschichte hatte, was sich zuletzt bekanntermaßen auch noch änderte) so leichten Herzens preisgegeben wie hier und statt dessen die Porträtierung zweier oder besser einer Figur zur Hauptsache gemacht. Einer Figur, denn in dem oft zitierten Widmungsgedicht zu „Stine“ heißt es ja dann:

Will dir unter den Puppen allen
Grade „Stine“ nicht recht gefallen,
Wisse, ich finde sie selbst nur soso, —
Aber die Witwe Pittelkow!

Graf, Baron und andere Gäste,
Nebenfiguren sind immer das Beste...¹⁰

Der Graf rangiert unter den Nebenfiguren in diesen Versen: die Pittelkow ist für Fontane Dreh- und Angelpunkt des Ganzen, ihre Erscheinung beherrscht den Roman. Sie ist erstmalig, „noch nicht dagewesen“. Worin aber besteht das Neue an ihr? Schon der zweite Satz, der im Roman über sie gesprochen wird, verkündet das Programm: „...sie kehrt sich an nichts.“ Das besagt freilich nicht viel. Die Gleichgültigkeit gegenüber herkömmlichen Verhaltensweisen und gegenüber der konventionellen Moral ist nichts, was die Pittelkow in besonderer Weise auszeichnete. Ihr „Verhältnis“ zum alten Grafen Haldern wird im Roman selbst als etwas besprochen, das sich zwar mit der öffentlich geforderten Moral nicht deckt, aber doch auch nichts Außergewöhnliches ist. Die alte Dörr hatte ihren Grafen („...der war auch man ganz simpel und bloß immer kreuzfidel und unanständig“ III/97)¹¹ und die Pittelkow eben auch, und im übrigen machen beide Romane Fontanes Überzeugung sichtbar, daß die Hüter der Moral eine Position zu halten suchen, zu deren Verteidigung eine unverfrorene Verlogenheit die wichtigste Voraussetzung ist. Er hat das in einem Brief an Schlenther ganz deutlich ausgesprochen: „...daß der alte sogenannte Sittlichkeitsstandpunkt ganz dämlich, ganz antiquiert und vor allem ganz lügnerisch ist, das will ich wie Mortimer auf die Hostie beschwören.“¹² Nicht anders spricht er sich schon 1887 in einem Brief an seinen Sohn Theo zu demselben Problem aus: „...gibt es denn... noch irgendeinen gebildeten und herzensanständigen Menschen, der sich über eine Schneidermamsell mit einem freien Liebesverhältnis wirklich moralisch entrüstet? Ich kenne keinen und setze hinzu, Gott sei Dank, daß ich keinen kenne. Jedenfalls würde ich ihm aus dem Wege gehn und mich vor ihm als einem gefährlichen Menschen hüten.“¹³ Und Fontane formuliert das auch so, als ob das, was der Leser in der Wirklichkeit als mehr oder weniger selbstverständlich hinzunehmen gelernt hat, von ihm

auch im Roman als natürliche Gegebenheit akzeptiert werden müsse. Im freien Liebesverhältnis als solchem kann er also das Neue und Erstmalige der Pittelkow nicht gesehen haben. Hans-Heinrich Reuter behilft sich damit, daß er der Pittelkow geistige Überlegenheit über den Adel zuerkennt, spricht aber zugleich davon, daß Stine und Lene eine sittliche Überlegenheit besäßen, die in „Fontanes Augen schwerer“ wiege.¹⁴ Natürlich ist diese Feststellung richtig, aber sie erschöpft doch noch nicht, was Fontane eigentlich am Herzen liegt. Auch hier ist schon aus künstlerischen Gründen nicht glaubhaft, daß die Pittelkow als Figur hinter Lene und Stine zurücktreten sollte. Wo läge dann im Gesamtwerk Fontanes ihre Existenzberechtigung, die ihr Fontane doch gerade zugestand? Offenbar war er sich bewußt, daß er der Pittelkow eine Qualität verliehen hatte, die mit den Worten „geistige Überlegenheit“ nur ungenau umschrieben ist.

Ein Pendant zu „Irrungen, Wirrungen“ ist „Stine“ in der Tat nur solange, als man sich auf den Vergleich Lene–Stine beschränkt. Diese beiden sind als „Schwestern“ angelegt, und die Tugenden der einen sind auch die der anderen. Rühmt Rienäcker an Lene, daß sie gut, treu und zuverlässig sei (121), spricht er von der Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit ihres Wesens (170), so ist der junge Haldern angetan von Stines Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Güte (290), alles Eigenschaften, von denen sich zwar an der Pittelkow auch Spuren finden, die aber an ihr nicht zur Entfaltung gekommen sind – nicht zur Entfaltung kommen konnten. Was sie hinter Lene und Stine zurücktreten läßt, ist damit angedeutet, was sie aber über jene beiden hinaushebt und „Stine“ zu mehr als einem Pendant zu „Irrungen, Wirrungen“ macht, bedarf der näheren Erläuterung.

Der Blick für das Neue an Pauline Pittelkow wurde vielfach dadurch getrübt, daß man ihre Geschichte allzu voreilig parallelisierte mit der von Frau Dörr in „Irrungen, Wirrungen“.¹⁵ Von deren früherem Verhältnis zu einem Grafen sagt Lene: „Sie spricht davon wie von einem unbequemen Dienst, den sie getreulich und ehrlich erfüllt hat, bloß aus Pflichtgefühl.“ (116)

Das scheint sich zu wiederholen in den Sätzen, mit denen Stine dem jungen Haldern das Verhältnis ihrer Schwester zu dem alten Grafen erklärt: Für sie gilt, daß sie „auf Pflicht“ hält, „wo sie sich aus freien Stücken verpflichtet“ hat. (265) Mit „dem Kontrakte muß man's halten wie man soll. Was ich übernehme, das gilt, und ehrlich sein ist die Hauptsache geworden.“ Aber selbstverständlich geht es nicht nur darum, daß man eine Nebenfigur des einen Romans nicht mit der Hauptfigur eines anderen Romans zusammenstellen kann, auch wenn Begriffe wie „Dienst“ und „Pflicht“ eine innere Nähe anzudeuten scheinen. Es geht vor allem um die veränderte Bewußtseinslage, die sich an der Pittelkow erkennen läßt und an deren Darstellung Fontane bei Frau Dörr noch gar nicht dachte.

Man kann dieses Neue an ihr nur dann richtig beurteilen, wenn man ihre Haltung vergleicht mit der Stines und Lenes. In „Irrungen, Wirrungen“ wird man keinen Hinweis darauf finden, daß Lene zu irgendeinem Zeitpunkt an einen glücklichen Ausgang ihres Liebesverhältnisses mit Botho glaubt. Wenn sie auch ahnen mag, daß ihre Liebe stark und groß genug ist, um das Herz Bothos zu binden über den unvermeidlichen Bruch hinaus, die Unabänderlichkeit dieses Bruchs bleibt ihr selbstverständlich. Und zwar nicht nur, weil sie weiß, daß die Standesschranken für sie unüberwindbar sind, und auch nicht, weil sie sich menschlich unterlegen fühlte, sondern es geht um eine im Letzten unerklärliche Scheu vor der substantiellen Andersartigkeit des Partners, einer Unterschiedlichkeit, die in der Begegnung mit diesem anderen das Aufblicken zu ihm zur Grundhaltung macht. Es liegt in diesem Urteil keine Unterschätzung Lenes; es gilt von ihrem Selbstbewußtsein durchaus, was Botho selbst an ihr wahrnimmt: „Dazu bist du viel zu stolz und eigentlich eine kleine Demokratin und ringst dir jedes freundliche Wort nur so von der Seele.“ (117) Aber was man ihr auch an menschlicher Größe zubilligen mag (und man wird hier nicht zu weit gehen können), es bleibt in ihr das Grundgefühl lebendig, daß ihre Liebe zu Botho für sie etwas wie ein Geschenk ist, gleichsam als sei damit ein Glanz aus einer höheren Welt in ihr Dasein gefallen. Ihre Liebe hat sie über sich selbst hinausgehoben, etwas wie ein Zauber hat in ihr Leben hineingewirkt – aus einer Welt, die nicht die ihre ist, an der sie nur zeitweilig Anteil gewinnt durch den Geliebten. Ihr Brief an ihn im 6. Kapitel macht diese Aufblickshaltung ganz deutlich: Lene, die von Botho einige Tage hindurch vernachlässigt worden ist, hat es ohne ihn nicht ausgehalten, und so hat sie ihn beobachtet: „... wenn ich Dir eben schrieb, ich hätte Dich fünf Tage lang nicht gesehen, so hab ich nicht die Wahrheit gesagt; ich habe Dich gesehn, gestern, aber heimlich, verstohlen, auf dem Korso. Denke Dir, ich war auch da, natürlich weit zurück in einer Seiten-Allee (!), und habe Dich eine Stunde lang auf- und abreiten sehen.“ (120) Der Leser weiß, daß es ihr in ihrem Umgang mit Botho durchaus nicht an Selbstgefühl fehlt, aber daneben ist sie zutiefst von dem Wissen durchdrungen, daß der Geliebte einer anderen Welt gehört, einer höheren und glänzenderen, angesichts derer sie sich auf einen Platz weit zurück in einer Seitenallee verwiesen sieht. Botho steht im Lichte gesellschaftlicher Privilegien, Lene im Schatten der Nichtzugehörigkeit. Und sie empört sich nicht dagegen, sie leitet aus dem Bewußtsein ihrer überlegenen Menschlichkeit keine Ansprüche auf *gleichstellende* Behandlung ab. Die bestehende Gesellschaftsordnung gilt ihr als unumstößlich, nur ein Traum ist ihr die Vorstellung, sie könnte sich mit Botho dieser gesellschaftlichen Öffentlichkeit auch nur zeigen: „Weißt du, Botho, wenn ich dich nun so nehmen und mit mir die Lästerallee drüben auf- und abschreiten könnte... und könnte jedem sagen: ‚Ja, wundert euch nur, er ist er und ich bin ich, und er liebt mich und ich liebe ihn‘, ja, Botho, was glaubst du wohl, was ich dafür gäbe?“ (118) Es ist klar, daß sie sich die eigene gesellschaftliche Stellung gar nicht denken kann, ohne den Adel mitzudenken, daß sie ihre eigene gesellschaftliche Ortsbestimmung unwillkürlich verknüpft mit dem Bewußtsein,

durch das bloße Vorhandensein des Adels ihren Platz, ihren niederen Rang, bestimmt zu erhalten. Ihr unbestechlicher Sinn für Realitäten erlaubt ihr keine Illusionen.

Und dem entspricht Stines Selbstverständnis in ihrem Verhältnis zu dem jungen Grafen Haldern durchaus. Es ist müßig, darüber nachzudenken, ob sich Lene an Stines Stelle so verhalten hätte wie diese. Wichtig ist, daß Stines Zurückschrecken vor der Bindung an Haldern aus denselben Motiven stammt, die Lenes Überzeugung bestimmen, daß ihr Verhältnis zu Botho nicht dauern könne. Bezeichnend ist, daß sich Stine bei der Zurückweisung Waldemars auf ein Feenstück beruft, das sie in ihrer Kindheit einmal gesehen habe: „Das Glück der Liebenden“, so hatte die Fee gesagt, „würde für immer hin sein, wenn ein bestimmtes Wort gesprochen oder ein bestimmter Name genannt werde“. (300) Sie sieht ihr Verhältnis zu Waldemar im Lichte eines Märchens; es konnte sich nur entfalten fernab aller Wirklichkeit und ihrer Ansprüche: „... nun ist es vorbei, weil die Menschen davon wissen.“ (300) Es geht hier nicht darum, ob Fontane Mesallianzen für möglich gehalten hat oder nicht. Daß sie unter seinen Zeitgenossen möglich waren, wußte er so gut wie alle anderen. Es geht um das Bewußtsein, das dem Eingehen einer solchen Mesalliance auf der Seite der Unterlegenen zugrunde liegt. Stine meint, durch ihre Liebe der Weihen einer höheren Welt teilhaftig geworden zu sein. Sie hat, im Verborgenen stehend, heimlich Anteil genommen an einer Welt, der sie nicht zugehört: „... es war mein Stolz, ein so gutes Herz wie das deine lieben zu dürfen; und daß es mich wieder liebte, das war meines Lebens höchstes Glück. Aber ich käme mir albern und kindisch vor, wenn ich die Gräfin Haldern spielen wollte.“ (300) Das deutet darauf hin, daß die Liebe wohl insgeheim zwischen zwei getrennten Welten für eine Zeit Brücken schlagen, daß aber der Gedanke der Vereinbarkeit dieser Welten nicht gedacht werden kann; und zwar deshalb, weil diese andere Welt nicht nur als andersartige begriffen wird, sondern als qualitativ verschieden. In der Berührung mit ihr ist immer ein Stück Märchen lebendig, ein Stück Feenreich gegenwärtig. Der Wechsel in Stines Perspektive ist dabei ganz auffällig. In dem zurückliegenden Gespräch mit ihrer Schwester hat sie ihr platonisches Liebesverhältnis zu dem jungen Haldern noch verteidigt mit dem Hinweis, daß ihm in ihr zum ersten Male ein wirklicher Mensch begegne. Weder im Hause seiner Eltern noch unter Kameraden und Vorgesetzten hat er Menschen sprechen hören. Daß er sie liebt, ohne ihr „Anbeter“ oder „Liebhaber“ zu sein, erklärt sie mit ihrer Menschlichkeit. Aber wie gering der Auftrieb ist, den ihr dieses Selbstgefühl (das ihr obendrein noch Haldern eingeredet hat: „Ich denke mir das nicht aus, ich hab es von ihm, es sind seine eigenen Worte.“) (273) gibt, wird ersichtlich, wenn sie in demselben Gespräch meint: „Das ist der Grund, daß ich armes Ding ihm gefalle...“ (273). Kein noch so klares Bewußtsein ihrer schönen Menschlichkeit reicht für sie aus, sich neben ihn zu denken. Wie verkümmert diese Menschlichkeit der anderen auch sein mag, im Bewußtsein der „armen Dinger“ triumphiert das Wissen

um die eigene unaufhebbare Inferiorität. Diese „Schwesterschaft“ macht deutlich, wie ernst Fontanes Wort genommen werden muß, daß er es wie von Natur verstehe, seine Figuren die ihnen angemessene Sprache reden zu lassen.

Er erklärt ausdrücklich, daß es die Umstände sind, die Stine dazu zwingen, in der Sprache einer „weisheitsvollen Lise“ zu sprechen. Durch ihre Begegnung mit dem jungen Haldern tritt sie ein in die „angekränkelte Sentimentalwelt“, die ihr Schicksal wird.¹⁶ Deshalb „spricht diese Stine im Stine-Stil statt im Lene-Stil.“ „Und so wird die Sentimentalsprache zur Natürlichkeitssprache, weil das Stück Natur, das hier gegeben wird, eben eine kränkliche Natur ist.“ Das bedeutet doch nichts anderes, als daß sich Lene und Stine in ihrer Substanz gleichen. Es geht weniger darum, einmal eine gesunde, einmal eine kranke Natur im Lebensspiel von Handeln und Unterlassen zu zeigen, als zwei im wesentlichen sich gleichende Naturen vor derselben Schranke zu zeigen, die sie beide nicht überwinden können. Daß Fontane sich dabei bewußt war, mit Stine weniger als mit Lene gegeben zu haben, macht seine Zusage an Schlenther deutlich, den Charakter Stines „so gut so was nachträglich geht – zu motivieren“ zu suchen.¹⁷ Es mußte sich ganz einfach die Frage aufdrängen, ob diese Blondine die Eigenwilligkeit aufbringen konnte, die Hand eines jungen Grafen auszuschlagen, den sie noch dazu liebte. Im Brief an Schlenther fährt Fontane fort: „Meine Frau hat mir einen guten Rat gegeben, ein Einschiebsel von nur drei Zeilen, das aber erheblich helfen wird.“ Es kann sich dabei nur um das Ende des 8. Kapitels handeln, wo Fontane Stine im Selbstgespräch versichern läßt: „Und doch, ich will nicht, will nicht. Ich hab es ihr auf dem Sterbebett schwören müssen... Ich war noch ein halbes Kind damals; aber was ich versprochen, ich will es halten.“ (267) Das Motiv ist nicht sehr glücklich, und es ist gut zu wissen, daß dieser Einfall (und es kann sich um keine andre Stelle handeln, denn es gibt nichts im Roman, was den Charakter Stines nachträglich begründet) nicht von Fontane selber stammt. Solcher Tochterschwur am Totenbett der Mutter hat doch viel Mißliches. Das Sentimentale an Stine wird verstärkt, das Gesund-Entschlossene, das ihrem Charakter zugrunde liegt, wie die Absage an Waldemar zeigt, wird unnötig geschwächt. Die zusätzliche Motivation läßt sie von Herkunfts wegen als sentimental belastet erscheinen. Fontanes Kunstverstand hat ihn diesen Mangel allerdings erkennen und auch wieder mildern lassen. Denn der Zwischensatz der Mutter (oben nicht mit zitiert): „Du bist nicht so hübsch wie deine Schwester Pauline, das ist mir ein Trost“, zeigt Fontane wieder ganz auf der Höhe: etwas weniger Schönheit als Tugendschutz ist besser als feierliche Schwüre. Man kann sich schlecht vorstellen, daß Fontanes Frau auch für diesen Zusatz verantwortlich sein soll. Im übrigen ist dieser Dreizeileneinschub auch insofern keine Glanzleistung, als er seiner ganzen Tendenz nach keinen Zusammenhang gewinnt mit Stines endgültiger Entscheidung. Am Ende geht es doch nicht darum, ob sie der Schwester Pauline auf deren schiefer Bahn folgen soll oder nicht, sondern ob sie den Grafen

Haldern heiraten soll oder nicht. Sie hat nicht zu wählen zwischen Moral und Unmoral (und daran ist doch bei dem Totenbetschwur allein zu denken), sondern zwischen Vernunft und Unvernunft, bzw. dem, was sie darunter versteht. Mit der nachträglichen Motivierung von Stines Charakter zielte Frau Fontane also ins Leere.

Der junge Haldern bemerkt durchaus die ihm irrational erscheinenden Elemente in Stines Argumentation. Er kann glauben, alle Vorurteile hinter sich gelassen zu haben und sieht mit Erstaunen, daß Stine von „Ansprüchen“ redet, die ihm „im Blute stecken sollen“. (301) Er selbst will nur Stines Menschlichkeit gelten lassen, sie ist ihm vollgültige und ausreichende Voraussetzung seines Glücks. Aber Stine sieht vor allem die soziale Gebundenheit des Menschen und damit die unüberbrückbare Kluft zwischen sich und dem Geliebten. Und deshalb beruft sie sich nicht nur auf die Schwäche des menschlichen Herzens — seine Kraft reicht nicht aus, um die gesellschaftlichen Unterschiede auszugleichen und den anderen vergessen zu machen, „wie klein und arm“ man sei (301) — sondern schließlich auch noch auf das vierte Gebot. Da schimmern in ihren Einwänden plötzlich Reste einer religiösen Gebundenheit auf, die doch nur dazu dienen, ihrem Bewußtsein zu bestätigen, wie hoffnungslos geschieden sie von dem Geliebten ist, wie brüchig die Fundamente sind, auf denen er sein Glück gründen möchte.

Freilich hat man zu bedenken, daß es Fontanes eigene Argumente sind, deren sie sich bedient. Es ist nicht so, daß der Dichter sie wegen ihrer Schwäche und Kleingläubigkeit anklagte, sie eines Mangels an Selbstgefühl bezichtigte: sie hat seine Unterstützung. Was sie tut, gilt ihm als vernünftig, was sie sagt, scheint ihm akzeptabel. Es ist ja eigentlich auch nur eine Wiederholung der Gründe, die die Pittelkow in ihrem Gespräch mit der Schwester schon vorbrachte, als sie voraussah, was sich für die Schwester an Kummer daraus ergeben könnte: „Und ich sag dir, von so was, wie du mit dem Grafen vorhast oder der Graf mit dir, von so was is noch nie was Gutes gekommen.“ (274) Allerdings, was sie sagte, ermangelte gänzlich der gefühlsmäßigen Überhöhung, der Irrationalität der Argumentation, wie sie Stine eigen ist. So ähnlich sich die Begründungen der Schwestern anhören, so verschieden ist doch das Bewußtsein, das diesen Begründungen Ton und Farbe gibt. Und bei der Gestaltung dieses Bewußtseins kommt Fontane mit der Gestalt der Pittelkow erheblich über das hinaus, was ihm bisher gelang: „Ich puste was auf die Grafen, alt oder jung, das weißt du... Aber ich kann so lange pusten wie ich will, ich puste sie doch nicht weg, un den Unterschied auch nich; sie sind nun mal da, und sind wie sie sind, und sind anders aufgepöppelt wie wir, und können aus ihrer Haut nich 'raus.“ (274) Auch sie begreift also die Unterschiede und begreift sie in aller Objektivität, aber sie versteht sie nicht als degradierend.

Am aufschlußreichsten dafür, daß die Pittelkow eine neue Bewußtseinsqualität erreicht hat, ist das Untätchen-Gespräch mit dem alten Grafen. Anfangs scheint sie sich in diesem Gespräch nur von der Maxime leiten zu lassen, die man als Fontanes eigene kennt: gleich zu gleich. Wenn sie

meint, die Verbindung mit dem jungen Haldern sei für ihre Stine ein Unglück, so entsteht auch für sie dieses Unglück aus der Ungleichheit der Herkunft. Voller Komik ist das erstaunt-empörte „Was?“ des alten Haldern, als sie die Liaison mit dem jungen Grafen als „ein Unglück für meine Stine“ bezeichnet (294), während der Graf meint, daß eben diese Verbindung den Kleinbürgern höchstes Glück sein müßte.

Der Kunstschlosser aus der Nachbarschaft wäre der Pittelkow für ihre Schwester lieber. Damit söhnt sie zwar im Endeffekt den Grafen aus, nicht aber, ohne ihm klargemacht zu haben, wie sie sein Verhältnis zu ihrer Person beurteilt. Nimmt nämlich der Kunstschlosser die Stine, „dann geh ich nächsten Sonntag in'n Dom oder zu Büchseln und weine mir aus und danke dem lieben Gott für seine große Guttat un Gnade, was ich nu schon eine gute Weile n i c h gedhan habe.“ (294) Dieses gesperrt gedruckte und also mit Betonung gesprochene „n i c h“ macht dem Grafen seine Rolle deutlich: wenn er noch immer glaubt, die Pittelkow „aus dem Kehricht aufgelesen zu haben“, (291) so wird ihm hier bescheinigt, daß die Witwe selber keineswegs meint, um seinethalben Gott für eine Guttat und Gnade danken zu müssen. Im übrigen weist sie ihrer Stine schon zu Anfang des Gesprächs eine Stellung zu, die sie allein vom Wert ihrer Person her nicht auf einen bestimmten Bewerber angewiesen sein läßt: „Mein Stinechen ist kein Mächen, das sich an einen hängt oder mit Gewalt einen 'rankratzt, Graf oder nich, un hat's auch nicht nötig. Die kriegt schon einen. Is gesund un proper un kein Untätchen an ihr, was nich jeder von sich sagen kann. He?“ (294) Der wohlgemeinte Versuch des Grafen, seinen Neffen gegen die einem „schlechten Charakter“ entspringenden Vorwürfe in Schutz zu nehmen, geben der Witwe nur neue Angriffsmöglichkeiten. Zwar bekennt sie sich zunächst auch für ihre Person „fürs Vaterland und für Wilhelm“ — was die realistischen Einschätzung des Kleinbürgertums auch in seinen selbstbewußtesten Vertretern durch Fontane erkennen läßt — aber dann rechnet sie doch auf eindrucksvolle Weise mit dem Imponiergehabe des zeitgenössischen Adels ab, der die Verdienste für die Reichsgründung fast allein für sich in Anspruch nahm: „Un denn, Graf, man nich immer jleich mit die Halderns...“ (295) Die Leistungen derer, die „nich zu Pferde“, sondern „bloß auf Gebrüder Benekens“ vorwärtsstürmten, stehen keineswegs hinter denen der Offiziere zurück. „Ne, ne, Graf, die Halderns haben es nich alleine gemacht un der junge Graf auch nich.“ (295) Das ist mit rigoroserem Selbstbewußtsein vorgetragen, als man es in der Dichtung der Zeit irgendwo finden konnte. Wie sich hier die Erkenntnis des eigenen Wertes artikuliert und zugleich die Dünkelhaftigkeit des Adels geschmäht wird, das sucht seinesgleichen in der damaligen Dichtung. Aber die Pittelkow hat ihren letzten Trumpf noch nicht ausgespielt. Sie kommt auf die Untätchen zurück, die wohl dem Adel eignen, aber nicht ihresgleichen. Der junge Graf ist dabei längst vergessen, es geht jetzt um eine grundsätzliche Neubewertung der Stände: „Ich weiß nicht, wie die Dokters es nennen, aber das weiß ich, es gibt Untätchen schon von'n Urgroßvater her. Un die Urgroßväter, was so die Zeit von'n dicken König

war, die waren schlimm. Un die Halderns werden woll auch nich anders gewesen sein als die andern.“ (295) Hier wird mit bewundernswerter Dreistigkeit die Rolle, die sich der Adel in einem ganzen Jahrhundert preußischer Geschichte angemäßt hatte, ridiculisiert. Seiner moralischen und physischen Dekadenz steht die Gesundheit und Lebenstüchtigkeit der kleinen Leute gegenüber. Das sind Töne, die weder im Munde Lenes noch Stines denkbar wären, denn sie können nur von jemandem gesprochen werden, der die Heuchelei der Zeitgenossen und die Verlogenheit der öffentlichen Meinung hinter sich gelassen hat, der nicht zurückschreckt vor ehrwürdigen Institutionen, die ihr Ansehen lediglich aus der Tradition beziehen, sondern der den Mut zur selbständigen, unabhängigen Einstufung des eigenen Werts und das der andern besitzt. Hier offenbart sich eine existentielle Überlegenheit, eine Superiorität in der Substanz der Person, die im umgekehrten Verhältnis zum sozialen Ansehen steht. In dieser Frau, die sich nicht in einem ungeschichtlichen Abseits befindet, sondern die die Konfrontation mit dem Adel an sich selbst erlebt (und wie!), läßt Fontane die kleinen Leute seiner Zeit einen entscheidenden Schritt über ihr herkömmliches Bewußtsein hinaus tun. Die Pittelkow gewinnt, ungeachtet ihrer sozialen Lage, eine souveräne Selbstachtung, ein von keinem Minderwertigkeitsgefühl angekränkelt, nur an der eigenen Person orientiertes Selbstgefühl, das keine Bestätigung von außen benötigt. Hier wird für die eigene Selbstsicherheit ein tragender Grund gewonnen, der Voraussetzung ist für die geschichtlichen Wandlungen der folgenden Zeit. Fontane ist diesem Phänomen in seinem weiteren Werk nicht nachgegangen. Er hatte hier einen äußersten Punkt erreicht, über den er, seiner eigenen Bewußtseinslage entsprechend, nicht hinausgelangen konnte.

Aus der Kühle der Betrachtungsweise, die die Pittelkow demonstriert, läßt sich schließen, daß von einer Gefühlsbindung zwischen ihr und dem Grafen nicht die Rede sein kann. Der Graf hält sie aus, und sie unterzieht sich bei Tag und bei Nacht den Pflichten, die ihr daraus erwachsen. Der Großteil ihrer Verpflichtungen scheint in die Nachtstunden zu fallen, denn Fontane (in einem Anfluge übermütigen Humors) läßt sie, als der alte Graf bei Tage kommt, um sie wegen des Verhältnisses zwischen seinem Neffen und Stine zur Rede zu stellen, ausrufen: „Jott... nu schon bei Dage!“ (293) Aber wenn sie sich dann auch mit einer Geste des Respekts den Kragen zurechtrückt und die Küchenschürze hinter den Ofen wirft (welch erheiternde Genremalerei!), so zeigt doch der Anfang der Unterredung, daß sie in keinem Punkte nachzugeben, sondern ihre Position in vollem Umfange zu behaupten gedenkt: „Die Pittelkow sah, daß er schlechter Laune war, und erwiderte deshalb, ohne sich von ihrer Fensterstelle zu rühren, im gleichgültigsten Ton: ‚Guten Tag, Graf...‘“ (293) Hier wie überall ist sie lebensklug genug, ihrer Abhängigkeit von diesem Manne eingedenk zu sein, aber nirgends erkaufte sie sich seine Gutwilligkeit durch Unterwürfigkeit. Niemals heuchelt sie Zuneigung oder Anhänglichkeit oder gibt durch Demutsbezeugungen ihren Stolz preis.

Sie kann freilich nicht verhindern, daß der alte Graf sich über sie lustig macht und sie verhöhnt. Das beste Beispiel ist die Wohnungseinrichtung, die er ihr an einem Vormittag von einem Trödler mit dem Handwagen ins Haus fahren läßt. Sie ist nach dem Motto zusammengestellt, daß „die Welt erfahre, wer Pauline Pittelkow eigentlich sei.“ (247) Doch selbst an diesem äußersten Punkt offenkundigen Hohns wird ersichtlich, daß in den schlimmsten Spott Huldigung mit einfließt, denn es bleibt bei dem, was der Graf vorbringt, ein Quentchen Ungewißheit darüber, ob die Einrichtung nicht letztlich dem als adäquat empfunden wird, was die Pittelkow unter anderen Verhältnissen sein könnte, wobei es ja übrigens auffällt, daß es der Pittelkow, nach den Worten Fontanes, gelingt, das Disparate der zusammengewürfelten Einrichtung durch ihren Ordnungswillen und Geschmack so zusammenzufügen, daß „momentan übersehen“ werden kann, „wie sehr ... sich die hier aufgestellten Sachen untereinander widersprachen.“ (246)

Wirklich sieht sich der Graf zu vielfältiger Rücksichtnahme auf die schöne Freundin genötigt, und wo er, zum Ärger der Pittelkow, einen „Bestimmtheitston“ anschlägt, der einen Herr-im-Haus-Standpunkt andeutet, wird dieser Ton „ungewöhnlich“ genannt (249), und Fontane läßt keinen Zweifel daran, daß die „verschnupfte“ Witwe bei passender Gelegenheit zum Gegenschlag ausholen wird. Das wiederholt sich mehrfach, und wenn man schließlich nach einer Szene oder einem Bild sucht, in dem Graf und Witwe ihr Verhältnis auf die angemessenste Weise darstellen, so wird man auf das Ende des 5. Kapitels sehen, wo der Gesellschaftabend bei der Pittelkow sein Ende findet. Während Wanda Grützmacher so laut, daß es durch alle Stockwerke tönt, ihr Lied singt:

Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben,
Als die Ehr und dies alternde Haupt“

hat sich die Pittelkow „hinter den Stuhl des alten Grafen gestellt und schlug mit ihrem Zeigefinger den Takt auf seiner kahlen Kopfstelle.“ (259) Mit der besonderen Ehre des alternden Grafen ist das kaum vereinbar, aber das Verhältnis des merkwürdigen Paares ist doch an keiner Stelle so gezeichnet, daß man aus dem Verhalten der Pittelkow hier eine unangemessene Vertraulichkeit zu erkennen vermöchte. Sie nimmt sich nichts heraus, sondern verfährt nach Maßgabe der in diesem Verhältnis gültigen Normen. Sie weiß sich auf „ihren“ Grafen angewiesen, aber ihr Selbstgefühl läßt den Gedanken nicht zu, daß dieser Graf seine materielle Überlegenheit sollte ausspielen dürfen, wo es um ihre menschlichen Grundbelange geht. Als Stine vom Begräbnis des jungen Haldern zurückkommt und die Pittelkow einen Augenblick das Gefühl hat, der schlimme Zustand der Schwester könne seine Ursache haben in einer verächtlichen Behandlung durch den alten Grafen, reagiert sie unmißverständlich: „Na, dann erlebt er was, dann jag' ich ihn zum Deibel.“ (312) Das entspricht ihrer wahren Selbsteinschätzung: nirgends begegnet der Leser bei ihr einer aus Klugheit und Berechnung stammenden Servilität, vielmehr meint man angesichts des Redens und Agierens der beiden Kontrahenten einen immerzu anhaltenden Konflikt

um die von beiden Seiten zu respektierenden Grenzen zu erleben. Grenzverletzungen erlaubt sich der Graf allenfalls dort, wo ihn die Witwe aus Bildungsgründen nicht kontrollieren kann, aber selbst dann fürchtet er ihre „beispiellose Heftigkeit“ und hält es für angezeigt, „auch der bloßen Möglichkeit eines Sturmes vorzubeugen.“ (252) Man hat sich „arrangiert“.

Freilich muß man wenigstens andeuten, daß es einen Grund geben könnte, der der Pittelkow zu einer größeren Selbständigkeit gegenüber dem Grafen verhilft, als der Leser für berechtigt halten mag. Mit einer für Fontane typischen, verschmitzten Verschwiegenheit läßt er das Thema unerörtert, wer denn eigentlich der Vater des zweiten Kindes der Pittelkow ist. Daß es der „kreuzbrave Mann“ (266) auf dem Totenbett gezeugt haben sollte, ist doch zumindest unwahrscheinlich. Die Liaison mit dem Grafen aber geht, um wieder Stine zu zitieren, „ins dritte Jahr“ (266), und das Kind liegt im Wagen, schreit ungebärdig, erhält die Flasche und wird „ganz aristokratisch in weiße Spitzen gekleidet“. (235) In einem um Jahre zurückliegenden Gespräch hat der Graf zwar, als der junge Schwilow seine Balletteuse heiratete, versichert, daß er (ausgehend von dem Eingeständnis, daß der Adel Blutauffrischung benötige) für Mesalliancen und gegen Illegitimitäten sei (280), aber wie der Leser am Beispiel Waldemars erfährt, ist der Onkel jetzt gegen Mesalliancen, weshalb sollte er nicht inzwischen für Illegitimitäten sein? Was legitimerweise nicht sein darf, hätte dann illegitimerweise längst fröhliches Leben? Olga jedenfalls hat an der aristokratischen Ausstattung der Familie keinen Anteil, und Fontane läßt vieldeutig offen, ob sie benachteiligt wird, weil sie weniger dazugehört. Sind es diese Umstände, die der Pittelkow in ihrem Verhältnis zu dem „Alten“ zusätzlich Sicherheiten geben? Fontane schweigt sich aus, läßt seinem Leser nur Raum für Mutmaßungen, die zu keiner Antwort führen.

Sicher dagegen ist, daß die Pittelkow ihre Unabhängigkeit und ihr Selbstgefühl nicht geschenkt erhält. Welchen Preis hat sie zu zahlen? Es ist unverkennbar, daß Fontane sie mit einer erstaunlichen Portion Kaltschnäuzigkeit und Gefühlsarmut ausgestattet hat. Die Äußerungen, in denen diese Züge kraß hervortreten, beziehen sich verwunderlicherweise auf Stine bzw. fallen im Gespräch mit ihr. Das läßt sich nur z. T. damit erklären, daß sie ihre Schwester mit echter Fürsorge umgibt, sie liebt und deshalb herrisch und kalt alle Gefahren abwenden will, die sie auf die Schwester zukommen sieht. Das ließe sich als Erklärung allenfalls für ihre hartherzige Beurteilung Waldemars anführen, als Stine todkrank von dem Begräbnis zurückkehrt: „Jott, er war ja so weit ganz gut un eigentlich ein anständiger Mensch, un nich so wie der Olle, der ans Ganze schuld is; warum hat er'n mitgebracht? Aber viel los war nich mit ihm; er war doch man miesig.“ (312) Das ist ihr Versuch, Stine über ihren Verlust hinwegzutrusten, und so läßt sich wohl auch die Fortsetzung des Gesprächs verstehen, wo sie Stine zukunftsfrohe Bilder ausmalt: „Un nächsten Sonntag is Sedan, da machen wir auf nach'n Finkenkrug un fahren Karussell und würfeln. Un dann würfelst

du wieder alle zwölf.“ (313) Hier wird aber neben ihrem guten Willen, Trost zu spenden, auch ihre Unfähigkeit ersichtlich, sich in die empfindsame, leicht verletzliche und jetzt schwer getroffene Schwester zu versetzen. Was ihr selber als Ausgleich für möglichen Seelenschmerz zureichen würde, soll auch der Schwester genügen. Und diese Selbstbezogenheit wird an anderer Stelle noch grotesker deutlich, wenn sie sich einzureden versucht, daß alles sich zum Besten wenden könne, wenn es nur gelinge, die Liebenden zunächst einmal zu trennen. Da kennt sie Stine zwar genau genug, um zu wissen, daß diese sich keinem Hilferuf verweigern würde. Aber als Wanda dann ihre mit einem Schlächter in Teupitz verheiratete Halbschwester vorschlägt, da stimmt sie zu mit der Überlegung: „Un wenn jrade geschlachtet wird, kann Stine ja zusehn und hat en bißchen Zerstreung.“ (297) Daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre, mag nach ihren Vorstellungen sicher sein, aber daß sie die Feinfühligkeit der Schwester in der Metzgerei kurieren, ihre Seelengefährdung im Schlachten ausheilen will, zeugt von abstoßender Primitivität.

Allerdings wird man sich vor der Meinung hüten müssen, daß Fontane hier Kritik zu üben beabsichtigt. Man kann dahingestellt sein lassen, inwiefern er in einer solchen Formulierung die natürliche Derbheit des Berliner Kindes zu Wort kommen lassen wollte, sicher ist, daß das, was er für Stine in Anspruch nimmt, auch für die Pittelkow gilt: er läßt sie in der für sie „zuständigen Sprache reden.“ In gewisser Weise ist dieser Brutalstil ja wirklich die für die Pittelkow zuständige Sprache, der eine entsprechende Empfindungswelt zugehört. Sie ist die mißbrauchte, geschundene und ausgenutzte Kreatur schlechthin. Am Anfang steht die Verführung des unerfahrenen Mädchens, die ihr, Glück im Unglück, neben dem unehelichen Kind auch eine Abfindung bringt, die sie zur guten Partie macht. Was sie indessen so gewonnen, verliert sie durch unglückliche Umstände. Nach dem Tod ihres Mannes nimmt sich der alte Graf ihrer an. Aber diese Liaison, so hilfreich sie ihr einerseits ist, treibt sie doch andererseits in einen bitteren Widerspruch zur herrschenden Moral und führt sie in die Isolation. Sie weiß, daß sie den anderen verächtlich ist, und wenn Stine die Haltung dieser anderen im Gespräch auch zu relativieren sucht, so weiß die Pittelkow doch selber: „... wer sich in den Rauch hängt, der wird schwarz.“ (264) So ist die Unbekümmertheit, mit der sie die allgemein anerkannten Konventionen bricht, nicht bewußte Provokation der Gesellschaft, sondern Ergebnis einer Defensivhaltung. In der Welt, in der sie leben muß, braucht sie keine Gefühle. Da macht nur ihr Verhältnis zu Stine eine Ausnahme. Was an Güte und Liebe in ihr ist, wendet sie dieser zu, die von ihr mit Recht sagen kann: „... meine Schwester ist sehr gut“ (264), wieweil der zweite Satz aus ihrem Munde die Sache genauer trifft: sie ist „seelengut zu mir“ (266). Mehr Güte kann sich die Pittelkow ganz einfach nicht leisten. Fontane läßt das Stine mit Worten sagen, die an Büchners Woyzeck erinnern: „Brav sein und sich rechtschaffen halten, das ist alles sehr gut und schön,

aber doch eigentlich nur was Feines für die Vornehmen und Reichen ...“
(65)

Schließlich macht Fontane noch auf eine künstlerisch höchst überzeugende Weise die Sonderstellung der Pittelkow sichtbar. Unter all den Einrichtungsgegenständen, die ihr der Graf in die Wohnung hatte karren lassen, befand sich auch ein Trumeau, offenbar ein kostbares Stück: „... ein prächtiger Trumeau mit zwei vorspringenden goldenen Sphinxen.“ (246) Der Zufall der Sitzordnung anlässlich des „Gesellschaftsabends“ will es, daß ausgerechnet die Witwe dem Trumeau gegenüber sitzt, so daß sie sich bei jedem Aufblick im Spiegel sieht. Der alte Graf, diesen Umstand wahrnehmend (man weiß nicht recht wie, denn nach der gegebenen Beschreibung sitzt er mit dem Rücken zum Spiegel, doch läßt Fontane die Ungenauigkeit durchgehen), macht mit seinem Zuruf: „Ehre, dem Ehre gebührt!“ (249) die Funktion des Spiegels deutlich: er dient der Eitelkeit, der fortgesetzten Selbstbestätigung der eigenen Schönheit. Daß er nicht in die Welt der Pittelkow gehört, zeigt ihre Antwort, die freilich noch halb vom Zufall bestimmt erscheint, denn sie gefällt sich nur „heute in der Ablehnung solcher Huldigungen“ (249): „Jott, Ehre! Mir ist nichts jräßlicher, als immer meine Visage sehen.“ Der Graf versucht, mit einer Mischung von Selbstverspottung und Eitelkeit ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken: „Dann bitt ich meine schöne Freundin, ihren Augenaufschlag etwas niedriger zu richten, sie sieht dann mich.“ Das belustigte die Pittelkow indessen nur, und der Dichter benutzt die Gelegenheit, ihr Selbstgefühl ironisch-heiter aufblitzen zu lassen: „Da bin ich doch lieber fürs Gewesene. Da bin ich doch noch lieber für mich.“ Mit herausfordernder Schlagfertigkeit bekennt sie sich zu ihrem eigenen Spiegelbild, das ihr immer noch lieber ist als die Wirklichkeit des gräflichen Gönners. Es macht diesen sympathisch, daß er von ihrer selbstbewußten Antwort entzückt ist, deren Witzigkeit auf seine Kosten geht, aber die Pittelkow gewinnt in dieser Szene noch mehr als er: Der Graf, der ihr mit einem Anflug von Hohn den scheinbar unangemessenen Prachtspiegel in die Wohnung stellte, muß erleben, daß sie sich zu ihrem Spiegelbild bekennt und damit die Unangemessenheit des Prunkstücks aufhebt. Sie füllt mit ihrem ungebrochenen Selbstgefühl jeden Raum und jeden Spiegel.

Diese Betrachtung bleibt indessen unvollkommen, wenn man zu erwähnen unterläßt, daß diesem Spiegel in der Wohnung der Pittelkow ein anderer Spiegel in Stines Zimmer entspricht. Es ist ein Außenspiegel, der es ermöglicht, vom Zimmer aus das Geschehen in der Invalidenstraße zu verfolgen. Man sieht, ohne gesehen zu werden; man bedient sich des Spiegels „nicht aus Eitelkeit“, „sondern aus bloßer Neugier und Spielerei.“ (240) Und die Pittelkow, die nach den vielen Besuchen bei der Schwester wohl vertraut ist mit dem Spiegel, ist immer neu fasziniert von ihm. Sie gibt sich dem Genuß des Sehens hin, bis Stine ihr die Augen zuhält. Die Begründung der Pittelkow wurde oft zitiert: „... un wenn ich in den Spiegel kucke und all die Menschen und Pferde drin sehe, dann denk ich, es is doch woll anders als so mit bloßen Augen. Un ein bißchen anders is es auch. Ich glaube, der Spiegel verkleinert, un verkleinern is fast eben-

sogut wie verhübschen.“ (240) Schon Maximilian Harden hat gemeint, daß sich in diesen Worten etwas von Fontanes eigener Kunstpraxis verrate, denn auch er sehe „in solch einem verkleinernden und verhübschenden Spiegel“ „die bunte Welt.“¹⁸ Zuvörderst aber verrät sich in der Vorliebe der Witwe (eine Vorliebe, die später von Waldemar geteilt wird, der auf diese Weise eine reizvolle Aufwertung erfährt) doch ihre naiv-lebensvolle Hinneigung zur Außenwelt. Neugier und der Hang zur Spielerei sind ihr Lebeselement, nicht eitle Selbstbespiegelung und unfruchtbarer Narzißmus. Fühlt sie sich dem Spiegel aber wirklich auch deshalb verbunden, weil er eine verkleinerte und deshalb hübschere Welt zeigt, so sprechen sich darin doch wohl weniger Fontanes künstlerische Grundsätze aus als vielmehr das Verlangen der Pittelkow nach einer besseren Welt, in der sie leben könnte, wie es ihrem wahren Wesen entspricht. Und ihr wahres Wesen gründet ganz auf „Wirtschaftlichkeit und Ordnung“ (246). Es wäre eine helle und nüchterne Welt, die die Pittelkow zu der ihren machen würde. Doch schließlich – was weiß der Leser von den Entfaltungsmöglichkeiten, die diese Frau unter anderen Verhältnissen besäße? In der Welt, die nun einmal die ihre ist, hebt Fontane sie empor zu einer Unabhängigkeit und einem Selbstwertgefühl, die er keiner anderen Gestalt in den folgenden Werken wieder einräumt.

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane, Briefe. 2. Sammlung, Bd. 2, (1910), S. 249.
- 2 Vgl. Hermann Fricke, Theodor Fontane, Chronik seines Lebens. Berlin 1960, S. 63 f.
- 3 Theodor Fontane, Briefe, (1910), Bd. 2, S. 144.
- 4 Fontanes Briefe in zwei Bänden. Berlin 1968, S. 201 f.
- 5 ebd., S. 167.
- 6 Ob Richard Brinkmann diese Briefstelle Fontanes im Ohr hatte, als er in seinen etwas unglücklich gerafften Äußerungen zu „Stine“ der Heldin die Diagnose „Schwindsucht“ stellte, bleibt dahingestellt. Die innere Ökonomie des Romans würde jedenfalls durch eine solche Annahme zerstört. Siehe Richard Brinkmann, Theodor Fontane, München 1967, S. 76.
- 7 Theodor Fontane, Briefe, (1910), Bd. 2, S. 251.
- 8 Zuletzt kommt Ingrid Mittenzwei in ihrem an sich sehr einsichtsvollen Fontanebuch zu der Feststellung, daß „Stine“ als Kommentar zu „Irrungen, Wirrungen“ „erreichte Positionen wieder aufgibt.“ Siehe Ingrid Mittenzwei, Die Sprache als Thema – Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsroman, Berlin 1970, S. 111.
- 9 Theodor Fontane, Briefe, (1910), Bd. 2, S. 251 f.
- 10 Theodor Fontane, Sämtliche Werke. Bd. 20, München 1962, S. 630.
- 11 Alle Zitate aus „Stine“ und „Irrungen, Wirrungen“ im folgenden mit der Seitenzahl nach der Ausgabe der Nymphenburger Verlagshandlung München. Bd. 3.
- 12 Theodor Fontane, Briefe. Bd. 2, (1910), S. 156.

- 13 Theodor Fontane, Briefe an seine Familie, Bd. 2., S. 155 f.
- 14 Hans-Heinrich Reuter, Fontane, Berlin 1968, Bd. 2, S. 684.
- 15 So z. B. Conrad Wandrey, Theodor Fontane, München 1919, S. 233 und in seiner Nachfolge viele andere.
- 16 Fontanes Briefe in zwei Bänden. Berlin 1968, Bd. 2, S. 202.
- 17 Theodor Fontane, Briefe, (1910), Bd. 2, S. 154.
- 18 Theodor Fontane, Romane und Erzählungen in acht Bänden, Berlin 1969, Bd. 5, S. 591.

Gotthard Erler (Berlin)

Fontane in Schottland*

„Lepel traf Anfang August hier ein; einige Tage später traten wir unsre Reise nach Schottland an. Es waren schöne Tage (16), und wenn ich, so Gott mich leben läßt, längst ein alter Krepel sein werde, der die Vossische liest und bei Odeums Kaffee trinkt, werd ich alten Staatshämorrhoidarien mit einem letzten Rest von Feuer — während sie ihre Sechser-Zigarre rauchen — von Edinburg erzählen und von Stirling und Perth und von Inverneß und dem Schlosse Macbeths, drin König Duncan ermordet wurde. Wenn dann die alten Jungen das Maul aufsperrn und die letzten Haare, die ihnen Gott gelassen hat, sich in die Höhe sträuben, werd ich dieser schottischen Reise, an der Hand eines lieben und *nachsichtigen* Freundes, in Wehmut und Dankbarkeit gedenken...“

Mit diesen launigen Betrachtungen meldete Theodor Fontane am 17. September 1858 der Mutter seine Rückkehr von Schottland nach London. Es fällt auf, wie sich der offensichtlich nachhaltige Eindruck vom gerade Erlebten sogleich mit einem Gefühl der Überlegenheit gegenüber den Berliner Freunden verbindet, die die Originalschauplätze von Shakespeares Dramen und Scotts Erzählungen nie gesehen haben und statt dessen in den kahlen Büros ihrer Ministerien ergraut sind. Fontane wußte schon damals, welchen geistigen Vorsprung ihm das gründliche Studium englischen Lebens und schottischer Geschichte vor den preußischen Philistern sicherte, und er sollte dies später in dem Bekenntnis formulieren: „... an der Themse wächst man sich anders aus als am Stechlin.“

Freilich kam Fontane nicht ohne eigenes Zutun zu seinen großen Erlebnissen. Er hat oft bestätigt, daß man nur sieht, was man weiß, und am Wissen gemessen, mußte er viel sehen. Als er am 9. August 1858 im Londoner Kings-Cross-Bahnhof in den Nachtzug nach Edinburg stieg, erfüllte sich dem fast Vierzigjährigen ein Jugendtraum, und im Gepäck verwahrte er sozusagen die in Jahrzehnten erworbenen Spezialkenntnisse über schottische Vergangenheit. Er war, wie er noch 1891 gestand, „mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden“; er hatte von Kindesbeinen an „eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie“ entwickelt, wobei ihn nicht zuletzt das „romantisch Phantastische“ ent-

zückte, das er in seinen meist literarischen Quellen vorfand. Denn die spektakulären Ereignisse und Gestalten Schottlands sind — stärker als bei anderen Völkern — in die Literatur, ja durchweg in die Weltliteratur eingegangen und daher noch heute populär.

Fontanes Interesse für Maria Stuart entzündete sich zweifellos an Schillers Tragödie. Shakespeare, dessen „Hamlet“ er schon in den vierziger Jahren übersetzt hatte, dessen Schauspiele er während seines dritten England-Aufenthaltes (1855–1859) auf den Londoner Bühnen aufmerksam verfolgte, muß ihn ebenfalls früh fasziniert haben, und das Macbeth-Land mit dem Schloß in Inverneß, mit der Hexenheide und dem Birnam-Wald glaubte er wohl aus Shakespeares realistischer Szenerie so gut zu kennen wie Ruppin und Swinemünde. In Edinburg und am Loch Katrine fühlte sich der begeisterte Leser von Walter Scotts Romanen, die er wie ungezählte seiner Zeitgenossen mit Begeisterung verschlungen hatte, genauso heimisch wie in der blutigen, geheimnisumwitterten Familiengeschichte der Hochlandsclane. Und schließlich kannte er auch „seinen Ossian“ recht gut, jene angeblich uralten gälischen Lieder vom Helden Fingal, mit denen der schottische Dichter James Macpherson in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Öffentlichkeit mystifiziert und — ungeheuer beeindruckt hatte.

Theodor Fontane, 1819 in Neuruppin geboren, mit zehn Jahren fest entschlossen, Professor für Geschichte zu werden, war wohl von seinem Vater (der die Lektüre Scotts mehr schätzte als seinen Apothekerberuf) in diese literarisch-historische Welt eingeführt worden. „Um dieselbe Zeit“, erinnerte sich Fontane, „war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht bei Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war.“ Die „Vorliebe für die Historie“ wuchs noch, seit er sich in die ihn nicht allzusehr fesselnde Kunst der Pharmazie einführen ließ und dann in Leipzig, Dresden und Berlin als Apothekergehilfe hinter dem Ladentisch stand. Er schrieb engagierte Vormärz-Gedichte, besang in virtuos gemachten Balladen preußische Feldherren und wandte sich — angeregt durch einen ersten Aufenthalt in London im Frühjahr 1844 — in besonderem Maße englischen Themen zu. Seine Ballade vom „Tower-Brand“ (1844), ein „gespenstisches Nachtstück“, machte „eine Art Sensation ... und entschied gewissermaßen über meine Richtung“, die mit dem Romanzenzyklus „Von der schönen Rosamunde“ schließlich zu einer der ersten Buchveröffentlichungen Fontanes führte (1850).

Vor allem drängten sich die schottischen Stoffe und Gestalten in die frühe Poesie. Mit den Maria-Stuart-Romanzen feierte er Triumphe im „Tunnel über der Spree“, mit „Maria und Bothwell“ schockierte er die pruden Spießer ebendieses literarischen Sonntagsvereins. Die Stuarts, die Hamiltons und Douglas waren die bevorzugten Helden seiner englisch-schottischen Verse, und in der Vertonung von Karl Loewe avancierte die Ballade von „Archibald Douglas“ zu jahrzehntelanger Berühmtheit. James Monmouth gar wurde Titelheld eines der frühen Versuche in

Prosa. Zugleich übertrug Fontane eine Vielzahl schottischer Lieder und Balladen frei und wirkungsvoll ins Deutsche, die er teils aus Thomas Percys „Reliques of Ancient English Poetry“, vor allem aber aus Scotts „Minstrelsy of the Scottish Border“ kannte – zwei Bücher, die ihm 1848 in die Hände kamen und die, nach seinen eigenen Worten, auf Jahre hin seine Dichtung und seinen Geschmack bestimmten. „Aber mehr als der mir aus ihnen gewordene literarische und fast möchte ich sagen Lebensgewinn gilt mir der unmittelbare Genuß, den ich von ihnen gehabt habe.“ Fontane suchte seine Zeitgenossen an diesem „Genuß“ teilhaben zu lassen, und die Gruppe „Lieder und Balladen, frei nach dem Englischen“ nahm hinfort einen stattlichen Raum in seinen Gedichtbänden ein.**

Fontane war also vorzüglich vorbereitet, als er seine Pilgerfahrt nach Schottland begann (so ausgezeichnet, daß er die einheimischen Fremdenführer zu ergänzen vermochte!). Die Solidität seines Wissens unterschied ihn sehr wohl von jenen Tausenden Touristen, die, einer literarischen Mode folgend, auch ihren Scott gelesen hatten und sich nun Jahr um Jahr durch Ruinen und über Schlachtfelder führen ließ. Sein Wunsch, das Land Maria Stuarts, Macbeths und der Lady of the Lake von Angesicht zu sehen, war tiefer motiviert, und die Fahrt nach Edinburg wurde ihm zum Aufbruch in eine poetische Provinz. Daß er darüber in einem Buch Rechenschaft geben würde, mag dem leidenschaftlichen und erfahrenen Berichterstatter von vornherein gewiß gewesen sein und wird die Intensität der Erlebnisse nicht beeinflußt haben. Die Rückkehr nach Berlin Anfang 1859 verzögerte die Niederschrift, und so konnten die einzelnen Berichte erst seit Frühjahr 1859 in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht werden; 1860 faßte der Autor diese „Bilder und Briefe aus Schottland“ in Buchform zusammen und stellte sie unter dem Titel „Jenseit des Tweed“ (auf die alte Form „jenseit“, „wodurch die Leichtigkeit des Aussprechens sehr gewinnt“, legte er in einem unveröffentlichten Brief an seinen Verleger Julius Springer besonderen Wert: „Es ist ein bißchen apart, ohne präventiös zu sein.“).

Wie bestand nun das aus Poesie und Begeisterung geformte Bild schottischer Geschichte vor der schottischen Wirklichkeit? „Jenseit des Tweed“ ist, so gesehen, ein Buch der Ernüchterung, ja oft der Enttäuschung. Was Fontane vorhatte, war eine Reise in eine romantisch verklärte Vergangenheit; was er vorfand, war zunächst einmal ein verkehrstechnisch hochentwickeltes Land, das zu ebendieser Vergangenheit kein romantisches, sondern ein finanzielles Verhältnis unterhielt. Schon bevor er den Tweed überquert, präsentiert die Stadt York, die die blutige Schlußszenerie seiner Percy-Balladen abgegeben hatte, statt des Doms den Bahnhof und „statt des Platzes, drauf Percy starb, eine Restauration mit doppelten Preisen“. „So gehen uns“, kommentiert Fontane nicht ohne Selbstironie, „die Wünsche unsrer Jugend in Erfüllung.“ Und als er in Johnstons Hotel in Edinburg ziemlich beklommen die in alten Schlössern aufgekauften Paradebetten mit ihren verschossenen Quasten und Damastgardinen bestaunt und die schweren Träume fürchtet, die man unweigerlich in solchen

Schlafgelegenheiten haben müsse, da geraten die „Lieblingsvorstellungen“, die er seit langem an den Namen Schottland geknüpft hatte, erneut ins Zwielficht. Wo einst in High-Street die Paläste der Aristokratie standen, haben „Schmutz, Armut und Höckerkram“ ihre Wohnung aufgeschlagen. Wo nach Ossian an der Westküste die berühmten Helden zu Haus waren, zieht sich ein „öder Küstensaum“ hin, „der sich weigert, einen Grashalm hervorzubringen“. Ein waschechter Hochschotte, „einer aus jenen Clans, die wir uns gewöhnt haben mit jeder Mannestugend auszuschnücken, mindestens aber im Glorienschein unausrottbarer Vaterlandsliebe zu sehen“, dekuviert sich als ein schlichter Spießer. Und so wundert sich der Reisende kaum noch, wenn genau an der Stelle, wo König Jacob II. in Stirling-Castle eigenhändig den William Douglas umbrachte, ein Schreibtisch aufgestellt ist, an dem ein Bauführer seine höchst prosaischen Rechnungen schreibt.

Dies alles sind Fontanesche Varianten einer romantischen Ironie. Die Realität entzaubert zunehmend das Ideal und spielt dem schwärmerischen Reporter ganz am Ende noch einen bösen Streich: das vielgepriesene Abbotsford, wo Walter Scott seine unsterblichen Romane schrieb, entpuppt sich als billiger Touristenfang, als absonderliche Geschmacklosigkeit; die Besichtigung endet mit einer offen eingestandenen Enttäuschung, und selbst aus der Begegnung mit Thomas dem Reimer und der Feenkönigin wird der Reisende unsanft von einem Zöllner in die Wirklichkeit zurückgeholt. Das „gelbe Zettelchen als Quittung bürgerlicher Pflichterfüllung“, das man ihm „wie auf vaterländischen Chausseen“ einhändig, gemahnt ihn nachdrücklich daran, daß man hier die Romantik als Geldquelle längst entdeckt hat. Ja, Fontane ist überzeugt, daß die geschäftsfreudigen Reiseunternehmer auch Lochleven-Castle bald erschlossen haben werden, um „mit Hilfe der Romantik die Aktien steigen zu machen“.

Gewiß sind Fontanes Erfahrungen überraschend, oft schmerzlich gewesen. Aber er ist weit davon entfernt, den verärgerten Touristen zu spielen, er entschließt sich vielmehr zu einer bemerkenswerten selbstkritischen Revision seiner Reiseerwartungen, und dieses Bekenntnis (im Kapitel „Ein Gang nach St. Anthony's Chapel“) ist für die gerechte Beurteilung des gesamten Berichts überaus bedeutsam. Fontane gibt zu, daß er den „eitlen Glauben“ in sich großgezogen hatte, daß ihm „jeder monumentberechtigte Schotte“ aus Dichtung oder Geschichte wenigstens dem Namen nach bekannt sein müsse, und nun erinnern ihn die Statuen von ihm unbekanntem Entdeckern und Philanthropen, Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten aus neuester Zeit „nur allzuoft an das Irrige“ seiner Vorstellung. „Die Sache ist die, daß wir im Auslande nur die romantische Hälfte Schottlands kennen und wenig oder nichts von der Kehrseite derselben. Dichtung und Romane lesend, sind wir mit unsern Sympathien in der Vergangenheit Schottlands steckengeblieben, während die Schotten selbst nichts Ernstlicheres zu tun hatten, als mit dieser Vergangenheit zu brechen und völlig neue, völlig abweichende Berühmtheiten zu etablieren.“ Mit sichtlichem Wohlwollen hält er fest, daß die Schotten jenen alten Hochlandshaudagen, deren zweifelhafter, überlebter Ruhm sich nur an

Kampf und Krieg, an Rauf- und Mordlust knüpft, „die ausschließliche Denkmalsberechtigung längst genommen“ und sie den Dichtern und Denkern und den Nationalökonomien übertragen haben. (Mit polemischem Seitenblick auf Preußen und in Erinnerung an den geisttötenden Trott einer Berliner „Königswache“ drückt er zugleich freilich seine Hochachtung vor dem modernen „englischen Heerwesen“ aus, in dem keineswegs der „letzte Rest von Freiheit und Selbständigkeit aus den Individuen“ gestrichen sei.)

Fontane hat damit in aller Offenheit eine beträchtliche Einseitigkeit seiner Reportagen von „Jenseit des Tweed“ eingestanden und begründet. Er war gekommen, um die „Plätze historischer Erinnerung oder romantischen Interesses“ aufzusuchen. Dies bestimmt die Reiseroute und setzt — bei allen kritischen Randbeobachtungen und ironischen Glossen — auch die Akzente seines Buches. Das industrialisierte und kommerzialisierte Schottland nimmt er beiläufig zur Kenntnis — soweit es ihn über geschäftstüchtige Wirtinnen und überhöhte Preise berührt; darstellerisch spart er es gänzlich aus (wenn man von den Verkehrsmitteln absieht, von deren rationellem Platzangebot er ja ergötzlich zu plaudern weiß). Das soziale Interesse, das wenige Jahre zuvor sein Buch „Ein Sommer in London“ (1854) durchaus noch mitgeprägt hatte, tritt zurück. Ja, er kann sich nicht einmal überwinden, in Glasgow Station zu machen. Vor der Aussicht, Melrose-Abbey und Lochleven-Castle zu sehen, können die „dunklen Häusermassen“ und die dreihundert Fuß hohen Schornsteine dieser Industrie- und Handelsmetropole nicht bestehen. Fabriken, Eisenbahnen, Omnibusse und Dampfboote tragen, obgleich er sich ihrer täglich bedient, „einen fremd-modernen Klang in das alte Lied“, das in ihm klingt und ihn aus den Städten der Gegenwart immer wieder an die Stätten der Vergangenheit führt.

Allerdings gerät der Autor auch dabei in neue, ernüchternde Schwierigkeiten. Denn die optische Ausbeute auf den Schlachtfeldern von Floddenfield und Culloden-Moor ist natürlich gering. Lochleven-Castle bietet einen Trümmerhaufen, vom Macbeth-Schloß in Inverness ist nur noch der Hügel übrig, auf dem es gestanden haben soll. Und selbst in der „nordischen Schönheitsstadt“ Edinburg sind die großen Attraktionen dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen: das Citykreuz, das Gefängnis von Tolbooth. Auch die Wohnstätte seines berühmten Balladenhelden Archibald Douglas in einer der Gassen zwischen Cowgate und High-Street ist längst abgerissen, und so bleibt Fontane nur, von all dem zu erzählen. Daraus resultiert eine weitere Besonderheit dieser „Bilder und Briefe aus Schottland“: der Besuch der Kloster- und Schloßruinen, der Blachfelder und Kastelle wird erst durch das Wissen und die lebhafteste, aus geschichtlichem Detail gespeiste Phantasie des Dichters zu einem wirklichen Erlebnis. Seine souveräne Kenntnis der „landesüblichen Ermordungen“ und aller lokalen Einzelheiten verlebendigt die historische Szenerie, und so gestaltet sich die Reise durch Schottland angenommen zu einer Wanderung von einer Gruselgeschichte zu einem Mordfall, von einer Entführung zu einer Liebesromanze, von einem

blutigen Ehrenhandel zu einer Schlacht, die gewöhnlich in ein Schlachten ausartet. Effektiv, anekdotenreich und spannend berichtet Fontane, und er scheut sich nicht, immer wieder seinen Hauptgewährsmann Scott zu bemühen, ja er erzählt ausdrücklich einige von dessen Epen und Romanszenen in eigener Version nach oder legt sie einem der Führer in den Mund.

Auf diese Weise wertet er unansehnliche Schauplätze poetisch so anschaulich auf, daß der Leser sich tatsächlich in die graue Vorzeit zurückversetzt und nicht wenig „romantisch“ berührt fühlt. Nicht zufällig steht Abbotsford am Schluß des Buches. Das Schloß verdrießt ihn zwar, aber es bleibt doch die Stätte, „wo der Wunderbaum der Romantik seine schönsten und vor allem seine *gesundesten* Blüten trieb“. Dieses Bekenntnis zu einer „gesunden“ Romantik ist eine der Quintessenzen der Reise nach Schottland, das Fontane in diesem Sinne für das Mutterland echter, weil geschichtsbezogener Romantik hielt.

Diese bemerkenswerte Romantikkonzeption schützt Fontane auch vor einem sentimentalischen Verhältnis zu den alten Gestalten, die er ja keineswegs unbesehen idealisiert. Er weiß sehr wohl jene Dutzende von „Clanschlachten der Rinder und Schafe stehlenden MacGregors“, die anachronistische Clanordnung der Hochlande, die sinnlosen Tapferkeiten, die Rauflust und das überempfindliche Ehrgefühl der Häuptlinge richtig einzuordnen. In einem Vortrag, den Fontane am 8. Februar 1860 in Berlin über „Das schottische Hochland und seine Bewohner“ hielt, rückte er den Clansleuten übrigens noch wesentlicher kritischer auf den Leib. Er apostrophierte sie unumwunden als „Raubgesindel“, gab weitere Beispiele für die „Auswüchse und Überschreitungen eines romantisch-chevaleresken Geistes“ und bezeichnete die Raufereien um Macht und Ehre zwar als poetisch, aber als historisch völlig gleichgültig. So schroff urteilte er in „Jenseit des Tweed“ nicht, und vielleicht war diese unterschiedliche Akzentuierung eine Ursache dafür, daß dieser Vortrag nicht ins Buch einging. Immerhin aber referierte Fontane in „Jenseit des Tweed“ genug „Akte raffinierter Bosheit“, in denen sich die Clansleute als Blutsbrüder jener „Seräuber zu Lande“ zu erkennen geben, als die Fontane wenig später in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ märkische Junker darzustellen beginnen wird.

In den Zusammenhang solcher historischer Berichte ordnen sich auch die scheinbar nebensächlichen Betrachtungen über zeitgenössische Vorgänge ein. Sogleich im ersten Kapitel fällt die Erwähnung einer „alten Lady in Trauer“ auf, die Fontane als die Witwe eines gerade in Indien gefallenen Kolonialoffiziers identifiziert, der „ihr einen geachteten Namen und nichts weiter hinterlassen“ habe. Die kühle Distanz erklärt sich aus Fontanes sympathisierender Haltung zum Sepoy-Aufstand, der gerade in jenen Monaten die britische Herrschaft in Indien ernsthaft erschütterte. Ähnlich beiläufig bringt Fontane unmittelbar darauf über den Kellner in Johnstons Hotel den Befreiungskrieg des spanischen Volkes gegen Napoleon ins Spiel und bereitet damit das Stichwort Waterloo vor, das als Symbol einer historischen Entscheidungsschlacht leitmotivisch wieder-

kehrt (so wie keine Gelegenheit ausgelassen wird, auf den Krimkrieg zu verweisen). In organischer Verbindung damit beurteilt Fontane die beiden folgenreichen Schlachten von Bannockburn und Floddenfield mit erstaunlicher Klarsicht. 1314 bei Bannockburn, als die Schotten gegen England antraten, ging es „um die Verteidigung und die Freiheit des Vaterlandes, nicht aber“ – wie 1513 bei Floddenfield – „um einen Eroberungszug, einen Krieg nach außen“. Daran wird der Ausgang einer Schlacht gemessen, und unter der einzig entscheidenden Alternative „Verteidigungs- oder Angriffskrieg“ (die ausdrücklich an zwei Stellen erwogen wird!) erreicht der jüngere Robert Bruce legendäre Größe, während Jakob IV., so gern ihn Fontane als Ritter ohne Furcht und Tadel (freilich: „ritterlich bis zur Donquichotterie“) sehen möchte, ins historische Unrecht gerät.

Keineswegs mit gleicher Entschiedenheit bewertet Fontane andere Vorgänge; im Gegenteil ist eine gewisse politisch-historische Indifferenz oder gar eine spürbare Sympathie für die Reaktionäre zu beobachten. So erscheint Maria Stuart eher als tragisch-romantische Figur, die über den Widerspruch zwischen Königswürde und erotischem Bedürfnis stolpert, denn als die mehr oder weniger unfreiwillige Repräsentantin der katholischen Feudalreaktion, die die bürgerliche Entwicklung bekämpft, wie sie in der kalvinistischen Reformation ihren Ausdruck fand. Auch wird keineswegs deutlich, daß die „Stuart-Insurrektionen“ in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts untaugliche Versuche waren, die Ergebnisse der bürgerlichen Revolution von 1688 zu revidieren. Die jakobitische Opposition, die die Stuart-Dynastie mit Waffen- und Clansgewalt wieder auf den Thron bringen wollte, richtete sich ja auch gegen die nationale Einheit zwischen England und Schottland, die 1707 endgültig vollzogen worden war.

Übrigens differenziert der obenerwähnte Vortrag über „Das schottische Hochland und seine Bewohner“ auch in dieser Frage sorgfältiger als das Buch. Das „Stuarttum“, „die Verkörperung von Absolutismus und Katholizismus“, wird nicht generell als poetische Erscheinung hingenommen, ja Fontane fragt sich, ob die Sache der Stuarts wirklich „eine unbedingt hohe und reine“ gewesen sei. Doch dann triumphieren auch hier die Erinnerungen an Scotts „Waverley“-Roman, und die Gestalt des Prinzen Charlie geht im Glorienschein aus dem Blutbad hervor, das die bürgerlichen Sieger unter seinen Anhängern anrichten.

Darin spiegelt sich Fontanes „gestörtes“ Verhältnis zur Revolution. Seine demokratischen Erwartungen, für die er als revolutionärer Publizist 1848/49 in zahlreichen Zeitungsartikeln eingetreten war, hatten sich als unreal herausgestellt. Die deutsche Bourgeoisie versagte feige vor ihrer historischen Aufgabe, und diese bittere Erfahrung sowie die materielle Not, der sich der „freie Schriftsteller“ mit seiner Familie ausgeliefert sah, drängten Fontane seit den fünfziger Jahren vorübergehend in ein relativ enges Verhältnis zum Preußentum, zu einem idealisierten Adel. Auf diesem Hintergrund ist die in der bürgerlichen Fontane-Literatur viel bemühte Passage über das „Adlerland“ Preußen zu verstehen (im Kapitel

„Von Edinburg bis Stirling“), die man als Hinweis auf die schon konzipierten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ überaus ernst genommen hat.

Gewiß, Fontane empfand sich damals – mit schlechtem oder zumindest beunruhigtem Gewissen – als einen Konservativen, und er schrieb 1860 sogar an seine Mutter: „Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt.“ Seit er Ende 1849 die Apothekerwaage mit der Feder des Publizisten vertauscht hatte, stand er in den journalistischen Diensten der konterrevolutionären Manteuffel-Regierung, die ihn 1852 und dann noch einmal 1855 als Korrespondenten nach England schickte. Von 1860 bis 1870 redigierte er den „englischen Artikel“ in der stockkonservativen „Kreuzzeitung“ in Berlin. Bismarcks Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 sahen ihn als Berichterstatter, und in allen jenen Jahren wanderte er zugleich durch die Mark Brandenburg und beschrieb Land und Leute mit liebevoller Hand. Ein williger, unkritischer Mitläufer ist Fontane aber auch in dieser Zeit nie gewesen, und die Klagen über Preußens „poplige Unteroffizierswirtschaft“ verstummen nie, ja sie werden der Keim für die Entfremdung vom Adel, für die Kritik an Preußen, die dann seit den achtziger Jahren das erzählerische Werk Theodor Fontanes von „Schach von Wuthenow“ über „Effi Briest“ bis zum „Stechlin“ bestimmen. Ihm, dem „Verherrlicher alles Märkischen“, wurde „alles Märkische so schrecklich“, und er orientierte sich stärker und stärker auf den „kleinen Mann“ und fand schließlich, daß alles Interesse nur noch beim „vierten Stand“ ruhe.

Im Zeichen dieser späteren Entwicklung verblaßt die genannte Preußen-Stelle in „Jenseit des Tweed“, und nicht der gelegentliche Blick Fontanes von der Forth-Landschaft nach dem heimatlichen Havelland stellt die eigentliche Beziehung zwischen „Jenseit des Tweed“ und den „Wanderungen“ her, sondern die Technik der historischen Reportage, die „Mache“ des Reisefeuilletons, die Fontane in „Jenseit des Tweed“ erprobte, um sie in seinen „Wanderungen“ erfolgreich fortzuführen. „Jenseit des Tweed“ war eine wichtige Fingerübung für den angehenden Reise-schriftsteller Fontane, und die Reisejournalistik sollte ihrerseits zur entscheidenden Voraussetzung für den Erzähler werden, der als Reporter sein „Metier“ beherrschen lernte und überdies die vielfältigsten Anregungen für seine Romane aufstöberte. Dies bezeichnet den Stellenwert von „Jenseit des Tweed“ in Fontanes Gesamtwerk.

Im Schottland-Buch ist der spezifische „Wanderungen“-Stil schon stark vorgeprägt: vom oft humoristisch gewerteten Eindruck der jeweiligen Reisestation leitet Fontane über eine einprägsame Landschaftsschilderung zielstrebig in die historische Anekdote, schließlich in Geschichte und Sage direkt über. Dabei gleitet die Darstellung ins Feuilletonistische, die Beschreibung wird in die Erzählung aufgelöst und erschließt neue Möglichkeiten der Aussage. So erhält beispielsweise die Begegnung mit dem englischen Ehepaar auf dem Dampfer, die zunächst auf einen unverbindlichen Spott auf das verdrießliche, ungleiche Paar angelegt scheint, durch das sozialkritische Lied von Robert Burns, das er den blinden Fiedler

singen läßt, unversehens gesellschaftliche Relevanz. Überall beherrscht Fontane hier auch bereits die literarische Technik des Vergleichs. Wie er das Hügelgelände der Edinburger Altstadt personifiziert, um es genauer darstellen zu können, das hat schon Format: „Der Hügel steigt langsam an, läuft dann, wie seine Kräfte sparend, in horizontaler Linie weiter, bis er plötzlich, zu einem letzten Sprunge sich zusammenraffend, kegelartig in die Höhe schießt und nun den Weg überschaut, den er eben zurückgelegt.“ Das ist überaus anschaulich und deutlich, und englische Fontane-Freunde bestätigen ausdrücklich, daß man sich heute auch in den meisten anderen Fällen nach Fontanes Angaben orientieren und das Land mit Gewinn bereisen könne (nicht zufällig erschien 1965 eine englische Übersetzung des Werkes).

Auf die „Wanderungen“ voraus deutet auch die Haltung des Reisenden gegenüber den vorgefundenen Reliquien und angeblich „echten Stücken“. Als man ihm die schottischen Kronjuwelen vorführt, merkt er skeptisch an: „Pflichtschuldigt sieht man sich solche Dinge an, hört mit halbem Ohr die hergeleiteten Erklärungsworte, bezahlt den üblichen Sixpence und ist froh, wenn man aus dem Zimmer mit seinem großen sechseckigen Glaskasten wieder heraus ist.“ Krone, Zepter und Reichsschwert von Schottland verlieren, nach seiner Überzeugung, „in ihrer Allgemeinverwendetheit den Reiz des Besonderen“. „Alles Reliquienwesen müssen wir auf eine ganz bestimmte Person zurückführen können.“ Ebenso überzeugt, was er über die allzu naturalistischen Sensationen an historischen Stätten äußert. In Holyrood zeigt man ihm den Blutfleck, den dreihundert Jahre vorher der arme Rizzio hinterlassen haben soll: „Diese Dinge dürfen einem nicht in Substanz auf den Leib rücken. Die roten Flecke, die das Gewissen der Lady Macbeth sieht, wo sie *nicht* sind, werden ewig ihr Grauen für uns behalten; aber es ist vorbei damit, wenn man uns das Blut tischbreit auf die Diele malt.“

Sicher, in den sechzehn Tagen seiner Reise mußte sich auch Theodor Fontane zu den längst genormten Wegen des zeitgenössischen Schottland-Tourismus bequemen, mußte auch er die obligatorischen Blutflecke besichtigen. Aber die stupenden Kenntnisse von der vielgestaltigen Vergangenheit des Landes ließen ihn dabei keineswegs den „höchsten Reiz des Reisens“ versäumen: das Besondere, das Verborgene, das Unalltägliche gesehen zu haben“. Und so legitimiert sich Fontane auch unter diesem Aspekt als ein Reiseleiter, dem man sich getrost und mit Vergnügen anvertrauen kann.

*

Der Verlag Rütten & Loening Berlin präsentiert Fontanes Schottland-Buch 1974 zum ersten Mal für die Leser der DDR und stattet es mit zahlreichen Illustrationen aus dem 19. Jahrhundert aus (darunter befinden sich die Skizzen von Fontanes Reisebegleiter Bernhard von Lepel). Dem Text liegt die einzige zu Lebzeiten des Autors erschienene Ausgabe von 1860 zugrunde, die ich allerdings für die neue Edition um zwei

bemerkenswerte Kapitel erweitern konnte. Diese beiden Texte — „Lochleven-Castle“ und „Das schottische Hochland und seine Bewohner“ — waren der Fontane-Forschung zwar geläufig, galten aber, da sie nicht in „Jenseit des Tweed“ abgedruckt worden waren, sozusagen als „Abfallprodukte“. Sie hätten, so meinte man, die Komposition des Buches gestört und seien deshalb weggeblieben. Nachdem ich jedoch die unveröffentlichten Briefe Fontanes an den Verleger der Erstausgabe, Julius Springer, geprüft hatte (deren Originale im Archiv des Julius-Springer-Verlages ich nicht einsehen konnte, da der Verlag eigene Publikationspläne hat, deren Abschriften mir aber das Theodor-Fontane-Archiv freundlicherweise zugänglich machte), konnte ich mich dieser Meinung nicht länger anschließen.

Die Briefe an Springer aus dem ersten Halbjahr 1860 beweisen nämlich, daß Fontane beide Aufsätze von vornherein für das Buch bestimmt hatte und sie nur durch unglückliche, vom Autor nicht zu beeinflussende Umstände nicht aufgenommen wurden! Dabei war Fontane bei dem Kapitel „Das schottische Hochland und seine Bewohner“ ein wenig unsicher, da es, als Vortragsmanuskript niedergeschrieben, nicht recht zum Berichtsstil der übrigen Abschnitte paßte und, wie oben gezeigt, auch abweichende und schärfere Akzente setzte. Fontane teilte am 12. März 1860 Springer mit, daß er die Aufnahme des „Einschiebsel-Aufsatzes“ von „dem Umfang des Buches abhängig machen möchte“. Auch im Brief vom 15. März versieht der Autor einen Hinweis auf den „Hochland“-Aufsatz mit einem „vielleicht“; immerhin aber taucht er in den erhaltenen Inhaltsverzeichnissen auf. In der neuen Ausgabe von „Jenseit des Tweed“ steht er daher nur im Anhang. Dagegen haben wir den Beitrag über „Lochleven-Castle“, der auch formal eines der schönsten Schottland-Bilder bietet, wieder dort eingeschaltet, wo er nach Fontanes Absicht immer seinen Platz haben sollte: als drittletztes Kapitel vor „Melrose-Abbey“. Ein großer Teil der Briefe an Springer beschäftigt sich mit diesem Text, der bereits im Dezember 1859 in der Wiener „Presse“ publiziert worden war. Fontane hatte das einzige Manuskript, das er noch besaß, an Springer geschickt, und dort muß es wohl abhanden gekommen sein. Fontane beteuert mehrfach, er wisse genau, daß er das Manuskript, „mit Dinte geschrieben“, zusammen mit dem „Linlithgow“-Abschnitt in einem Heft der „Berliner Revue“ abgeliefert habe. Noch im Mai 1860, als der Satz schon begonnen hatte, versuchte Fontane, wenigstens ein Exemplar des Vorabdrucks in der „Presse“ als Vorlage beschaffen zu lassen; aber die Bemühungen kamen zu spät. Am 14. Mai 1860 heißt es in einem Brief an Springer: „Übrigens klag ich niemand deshalb an; ist das M. S. verlorengegangen, so ist es ein kleines Malheur — und zwar nur ganz *persönlich für mich*, denn für den Erfolg des Buches ist es gleichgültig —, was man tragen muß.“

Anmerkungen

- * Es handelt sich um den Vorabdruck eines für die Fontane-Blätter erweiterten Nachworts, das Gotthard Erler zu einer illustrierten Ausgabe von „Jenseit des Tweed“ geschrieben hat, die 1974 im Verlag Rütten & Loening Berlin erscheint.
- ** Das Theodor-Fontane-Archiv bewahrt in der Bibliothek des Dichters folgenden Band mit Marginalien Fontanes: „The Pictorial Book of Ballads. Traditional and Romantic with Introductory Notices, Glossary, and Notes. Edited by J. S. Moore, Esq. First Series. London: Henry Washbourne 1847“. Auf dem Vorsatzblatt befindet sich folgender handschriftliche Hinweis von Friedrich Fontane: „Die Übertragungen ‚Frei nach dem Englischen‘ sind nach dieser Vorlage zum Teil entstanden. Das Buch habe ich im Jahre 1925 neu einbinden lassen, da der Original-Einband total ramponiert war.“ Das ist ein Zeichen, daß Fontane dieses Buch sehr oft benutzt hat.

Johannes Kunstmann (Berlin)

„Mußhelden“ Theodor Fontanes

Klinke (Klinka) und Kitto

„Wenn ein Bataillon ran muß und ich stecke mitten drin, ja, was will ich da machen? Da muß ich mit... Und nu bin ich ein Held. Aber eigentlich bin ich keiner. Es ist alles bloß ‚Muß‘ und solche Mußhelden gibt es viele.“
„Stechlin“, Kap. 28

Herr Dr. habil. Mětšk, Direktor des Sorbischen Kulturarchivs in Bautzen, wies in seinem auf der wissenschaftlichen Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam gehaltenen Vortrag: „Theodor Fontane und die Sorben“ darauf hin, daß Fontane in seinem Roman „Stechlin“ mit großer Sympathie auf eine sorbische Gestalt seiner Zeit verwiesen hat, nämlich auf den im niederlausitzischen Kreis Spremberg beheimateten Soldaten Klinka, der 1864 als Pionier beim Sturm auf die Düppeler Schanzen „unter Opferung seines Lebens den Palisadenpfahl von Schanze drei weggesprengt hatte“. „Bezeichnenderweise wird diesem einfachen Dorfburschen an gleicher Stelle nachgesagt, er sei der eigentliche Held aller drei Kriege – das heißt der Kriege Preußens gegen Dänemark, Österreich und Frankreich – gewesen. Schon früher, wohl noch als Journalist und Kriegsberichterstatter aus unmittelbarem Erleben, hatte Fontane... in der Ballade ‚Der Tag von Düppel‘ u. a. auch jenem Klinka ein Denkmal gesetzt“ (Seite 188).

Herr Dr. Mětšk bezieht sich auf Angaben, die Professor Dr. O. Wićaz in der Zeitschrift *Lužica* (47/1932) aufgrund von Fontaneforschungen machte:

„Wićaz unterscheidet im Zusammenhang mit diesen historischen Vorgängen übrigens zwei sorbische Soldaten aus dem Kreis Spremberg: den mehrfach erwähnten Klinka aus Kochsdorf und seinen Kameraden Kitto aus Hornow.“ (An. 29)

Es sei mir erlaubt, nachfolgend Berichtigungen zu den von Irrtümern begleiteten Angaben von Prof. Dr. Wićaz zu geben.

Der Kriegsberichterstatter Fontane schrieb sein Buch: „Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864“ (Berlin: Decker 1866) mit der Akribie eines Generalstabsoffiziers, protokollarisch genau die Kampfhandlungen darstellend.

Am 18. April, dem Tag der Erstürmung der Düppeler Schanzen unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, war Fontane noch nicht auf dem Kriegsschauplatz anwesend. Er traf erst am 17. Mai ein. Aber auch hier geht er den Einzelheiten des Kampfes nach und gibt über die Vorgänge an der Schanze zwei (nicht drei), an denen Klinka und Kitto beteiligt waren, vier Berichte. Sie seien nachstehend als Beleg für die überaus gewissenhafte Arbeit Fontanes wiedergegeben.

1. Bericht: (Seite 201)

„Unter dem Schutz dieses Feuers (der preußischen Sturmkompanien) stieg der Ingenieurleutnant Diener mit einigen Pionieren in den Graben hinab, ließ einen Pulversack an die Palisadenwand legen, welche das Vordringen hinderte und eine Öffnung in dieselbe sprengen. Den Pionier Klinka, welcher den Pulversack anlegte, verbrannte die Explosion in solcher Weise, daß er einige Zeit nach der Tat bei der gesprengten Lücke liegend, seinen Geist aufgab.“

2. Bericht: (Seite 202)

„Wie die Schanze (zwei) ehe sie fiel, den Belagerern ein gewisses romantisches Interesse einflößte, so auch nach ihrem Fall. Die Gefangennahme Ankers (des dänischen Leutnants, der die Verteidigung leitete) und der Opfertod Klinkes sind ein Lieblingsgegenstand für jegliche Art von Darstellung geworden; Bild und Lied haben das eine wie das andere gefeiert. Wir verweilen deshalb noch einen Augenblick bei diesen beiden Episoden.“

Fontane gibt eine Darstellung der Gefangennahme Ankers und fährt dann fort: (Seite 203)

„Wie über die Gefangennahme Ankers, so gehen über den Opfertod Klinkes die Ansichten auseinander. Beim Anlaufen gegen die Schanze, so sagt ein längerer Bericht, war ein dichtes Aufschließen der Pioniere, wie es der Sekonde-Leutnant Diener seinen Mannschaften anempfohlen hatte, nicht zu ermöglichen, da ein Teil der Leute, welche mit den zur Beseitigung der Hindernismittel erforderlichen Gerätschaften belastet waren, mit den übrigen nicht gleichen Schritt halten konnten und außerdem viele der Vordersten gleich zu Anfang außer Gefecht gesetzt wurden. So kam es, daß der Leutnant Diener in dem Moment, wo er an dem Grabenrand ankam, nur den Unteroffizier Lademann, den Gefreiten Siedschlag mit einer Axt, den Pionier Kitto mit einem Pulversack und den Pionier Klinka mit der Lunte zur sofortigen Verfügung hatte. Da der Leutnant Diener die Grabenpalisadierung noch ganz unversehrt vorfand und ihre Beseitigung durch die Axt nicht so schnell ins Werk gesetzt werden konnte, als es der Augenblick erforderte, so beschloß er

in Ermanglung anderer Mittel sofort eine Sprengung mit Pulver zur Anwendung zu bringen. Pionier Kitto, auf Befehl des Offiziers, setzte den Pulversack dicht am Grabenrand nieder, umfaßte denselben mit beiden Händen und warf (Seite 204) ihn, sobald die Zündung des Granatzünders durch die Lunte des Klinke bewerkstelligt worden, an den Fuß der dicht an der Contre-Escarpe stehenden Palisadierung in den Graben. Bevor jedoch die hierbei Beschäftigten Zeit hatten, der ihnen gegebenen Anweisung entsprechend, sich platt auf den Boden hinzulegen, erfolgte bereits die Explosion, durch welche vier Palisaden nach der Schanze zu umgebogen, der Pionier Klinke links und der Leutnant Diener rechts in den Graben geschleudert wurden. Letzterer mit verbrannter Hand, sonst unversehrt, erstieg sofort durch die entstandene Öffnung, welche durch die inzwischen herbeigekommenen Mannschaften ohne Schwierigkeit erweitert wurde, die Brustwehr. Nachdem die Schanze genommen, kehrte der Leutnant Diener zur Contre-Escarpe zurück und fand dort den Pionier Klinke stark im Gesicht verbrannt und mit einer Schußwunde durch Arm und Brust noch am Leben vor. Derselbe hatte diese Verwundung beim Herausklettern aus dem Graben erhalten, wie es der Leutnant selbst sagte. Er verstarb demnächst auf dem Transport nach dem Lazarett. Nach dieser Schilderung wäre Klinke gefallen wie jeder andere, ein braver Soldat, aber nicht mehr.“

„Andere Berichte heben jedoch hervor, daß die Tat Klinkes eine freiwillige und vorbedachte war.“

3. Bericht:

Generalmajor von Canstein, aus dessen Brigade, wie wir wissen, die zweite Sturmkolonne gebildet war, sagt wörtlich:

„Die 4. Pionierkompanie unter Hauptmann Daun sprengte einen Durchgang durch die Palisaden des Grabens, wobei der Pionier Klinke, der seine Aufopferung vorher ausgesprochen, den Heldentod fand.“

„Damit stimmt ein anderer Bericht:“

4. Bericht:

„Die Stürmenden standen vor den Palisaden, eine Öffnung war nirgends vorhanden. Da trat Pionier Klinke vor und sagte: „Ich werde Luft schaffen, Herr Leutnant, besser einer als zehn.“ Damit warf er den Pulversack unter die Palisaden und stieß die Lunte hinein. Halb verbrannt flog Klinke nach der einen, die Palisaden nach der anderen Seite und durch die gewonnene Öffnung hindurch ging es zum Siege.“

Fontane schließt:

„Welche Lesart aber auch immer die richtige sein mag, das Volk wird sich seinen ‚Klinke‘ ebensowenig nehmen lassen, wie seinen ‚Froben‘. Mit der historischen Aufhellung — die ohnehin höchst mißlich ist und oft noch mehr vorbeischießt als die Dichtung — ist dem Bedürfnis des Volkes nicht immer am meisten gedient.“

Das war der Kriegsberichterstatter Fontane! Was er tun konnte, um zur „historischen Aufhellung“ beizutragen, hat er getan. Dem Dichter aber war der Weg freigegeben zur Heldenehrung.

Dem Lebensgang Klinkes ist Fontane nicht nachgegangen. Daher blieb ihm dessen sorbische Abstammung verborgen. Der Freund des „Wendentums“ hätte nicht verfehlt, sie gebührend zu würdigen.

Die biographischen Daten bringt der Aufsatz eines ungenannten Verfassers im Kreiskalender Calau-Cottbus-Spremburg 1914, betitelt: „Die Helden von Düppel“ (Seite 58 ff).

Karl Klinke wurde geboren am 15. 6. 1840 auf dem Vorwerk Bohsdorf, Kirchspiel Hornow (Kreis Spremburg). „Er war wendischer Abstammung. Sein Vater, der Häusler Matthes Klinke, starb bereits 1840. Nach zwei Jahren heiratete die Mutter wieder. Der Stiefvater besaß eine Büdnernahrung von 10 Morgen auf dem Vorwerk Hornow. Karl Klinke arbeitete als Kohlengrubenarbeiter auf der Kohlengrube Rittergut Bohsdorf. Im Jahre 1861 heiratete er Marie Britze, geboren 26. 9. 1840, aus Sergen, Kreis Cottbus. Am 31. 11. 1861 wurde eine Tochter geboren. Sie heiratete den Fleischermeister Kulka (Kuller) zu Döbern. Klinke diente von 1861 bis 1863 bei den Pionieren zu Torgau. Am 21. 12. 1863 wurde er erneut einberufen – zum Brandenburgischen Pionier-Bataillon Nr. 3 – und zum Gefreiten befördert.

Ein Aufruf des Landrats von Poncet und des Majors von Dequede vom 6. 5. 1864 zur Unterstützung der Hinterbliebenen Klinkes ergab den Betrag von 12 000 Mark.

Die „Gesamtgeschichte des Kreises Spremburg“ von Kurt Marten (Spremburg 1924) berichtet: (S. 144/Bohsdorf) „In Bohsdorf-Vorwerk ist auch Karl Klinke, der Held von Düppel, geboren, dessen Ruhm Fontane in seinem Gedicht vom 18. April 1864 besingt. Sein Geburtshaus schmückt schon lange eine Gedächtnistafel, und in der Kirche zu Hornow hat ihm die Breslauer-Kavallerie-Brigade nach 1864 ein Denkmal errichtet. Ferner erhebt sich seit dem 18. April 1914 ein solches an der Mündung der Straße Spremburg-Bohsdorf in die von Cottbus nach Muskau.“

Auch in Spandau (am Klinke-Platz) befindet sich ein 1908 von Wand-schneider geschaffenes Klinke-Denkmal.

Nun zu Kitto

Im Aufsatz des Kreiskalenders 1914 wird er nur kurz erwähnt: „Kitto stammte aus Cantdorf. Seine Mutter war Lehrerswitwe dortselbst. Er erhielt das Militärehrenzeichen 1. Klasse, die Kriegsgedenkmünze und die Österreichische goldene Tapferkeitsmedaille, außerdem eine Belohnung von 300 Mark. Auch seine Mutter wurde mit Liebesgaben bedacht.“ Ich besitze einen Ausschnitt aus dem „Spremburger Anzeiger“, leider undatiert (wahrscheinlich um 1930), mit einem Artikel des Lehrers Kleinadel:

„Pionier Kitto, ein guter Sohn und ein tapferer Held.“

Kleinadel verdankt seine Kenntnisse über Kitto einer Schrift des ehemaligen Pfarrers Mörbe-Sprewitz, der Kitto einst persönlich befragte. Der Artikel bringt auch ein Bild Kittos aus späteren Lebensjahren.

Eingangs betont der Verfasser: „Man hat aus Unkenntnis des wahren Sachverhalts über den braven Düppelstürmer Kitto wegen seines Verhaltens zum Prinzen Friedrich Karl, als Höchstkommmandierenden, nachteilig geurteilt.“

Johann Friedrich Wilhelm Kitto wurde zu Cantdorf (Kreis Spremberg) am 14. Mai 1842 als einziger Sohn des Lehrers Matthes Kitto und seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Udich, geboren.

Lehrer Kitto, geboren 4. 9. 1798, war der Sohn des wendischen Bauern George Kitto zu Groß-Partwitz (Kreis Hoyerswerda) und dessen Ehefrau Marie geb. Futka aus Klein-Partwitz (ebenfalls Kreis Hoyerswerda).

Die Mutter, Wilhelmine geb. Udich, war die Tochter des Brauers und Schankwirts Udich zu Wäske (Weskow, Kreis Spremberg).

Lehrer Kitto wird als tüchtiger Pädagoge gerühmt, der in großem Segen wirkte. Die Cantdorfer Stelle erhielt er, „da er der wendischen Sprache vollkommen mächtig war“. Er starb bereits am 25. Mai 1856. Die Lehrerswitwe Kitto besaß in Cantdorf ein Häuschen mit einem Gärtchen, „worauf sie sich redlich nährte“. Infolge ihrer Kränklichkeit war sie auf die Hilfe des Sohnes, der das Schmiedehandwerk erlernt hatte, angewiesen. Kitto wurde zum Militärdienst einberufen. Ein Gesuch um Freistellung, unterstützt von einer Anzahl Cantdorfer Einwohner, wurde abschlägig beschieden. Während des Militärdienstes des Sohnes zu Torgau lag die Mutter 18 Wochen schwerkrank darnieder.

Gleich Klinke gehörte Kitto während des Feldzuges der 4. Kompanie des 3. Brandenburgischen Pionier-Bataillons an. Bei dem Sturm auf die Schanzen sollten die Pioniere mit Hebebäumen die Palisaden durchbrechen. Leutnant Diener fragte jedoch, wer freiwillig bereit sei, mit einem Pulversack die Palisade zu sprengen. Dazu meldete sich Kitto. Unteroffizier Lademann entzündete — da die Lunte nichts taugte — mit seiner Zigarre den Pulversack. Schnell stürmte Kitto auf Schanze zwei zu und warf den brennenden Sack hinein. Dieser explodierte und riß die Palisaden um. Die Dänen eröffneten ein wütendes Feuer mit Kartätschenkugeln. Kitto, dicht an den Palisaden stehend, blieb unverletzt. Der Weg zum Sturm war frei.

Prinz Friedrich Karl heftete Kitto persönlich das Militärehrenzeichen 1. Klasse an und übergab ihm die „Belohnung“, die ein Hamburger Kaufmann „für den besten Soldaten des Armeekorps“ gestiftet hatte. Dann fragte der Prinz Kitto, ob er einen besonderen Wunsch habe und sicherte ihm dessen Erfüllung im voraus zu.

„Große Enttäuschung zeigte sich auf allen Gesichtern der Umstehenden, als unser Held schlicht sagte: ‚Ich möchte heim.‘“

„Es ist den Umstehenden und auch den späteren Geschlechtern ihr ungünstiges Urteil über sein Verhalten nicht zu verdenken. Wer wußte von seinem Leid? Daheim wußte er seine kranke Mutter, sehnsüchtig seiner harrend. Trotz allem empfingen ihn bei seiner Rückkehr der Landrat von Poncet und die Cantdorfer Gemeinde ehrenvoll.“

Wir fragen: Warum nahm Fontane von Kitto keine weitere Notiz? Ihm können die Umstände wohl kaum verborgen geblieben sein. Wir können nur vermuten, daß es dem Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ — er mußte in seinem Werke dem „Kreuzzeitungston“ immerhin einige Konzessionen machen — verwehrt war, die „unpatriotische Haltung“ Kittos zu verteidigen, mißbilligen konnte er sie nicht, darum schwieg er.

In dem Ergänzungsband zu den „Wanderungen: Fünf Schlösser, Altes und Neues aus Mark Brandenburg“ widmete Fontane ein eigenes Kapitel dem Jagdschloß „Dreilinden“, in dem er um 1881 öfter Gast des Prinzen Friedrich Karl war. Wir erfahren jedoch nicht, ob die Vorgänge beim Sturm auf die Düppeler Schanzen dort einmal Gesprächsthema gewesen sind.

Nicht nur auf Klinke, auch auf Kitto, trifft das Wort Fontanes vom „Mußhelden“ zu. Beide hatten zudem keine besondere Veranlassung, sich für Preußens Gloria, für ein Preußen, das bestrebt war, ihnen ihr Volkstum und ihre Sprache zu nehmen, einzusetzen.

Zur militärischen Situation sei noch nachzutragen:

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen berichtet in seinem Buch: „Aus meinem Leben, Aufzeichnungen aus den Jahren 1848–1871“, (3. Aufl., Berlin 1915) Seite 187:

Der Prinz bat bei seinem Vortrage am 5. April 1864 den König Wilhelm I., von einer Eroberung der Düppeler Schanzen Abstand zu nehmen.

Dazu führte er folgendes aus:

„Man halte Düppel allgemein für eine durch Feldschanzen befestigte Stellung, es sei aber eine starke Festung, in drei Jahren nach allen Regeln der Kunst auf das vortrefflichste gebaut, die aber dadurch noch stärker werde, daß wir sie nicht umschließen können, solange der Feind der Herr des Meeres sei. Ich halte es daher für viel leichter und unblutiger, ganz Jütland zu besetzen. Dann bliebe dem Feinde so wenig Land und so wenige Mittel, daß er Frieden schließen müsse.“

Der König wurde darauf sehr lebhaft und sagte, ob Düppel eine Bedeutung habe, oder nicht, das sei ihm ganz egal. Darauf käme es ihm garnicht an. Er habe es aber nötig, der Welt zu zeigen, daß die preußischen Truppen noch imstande seien, Festungen zu stürmen. Damit ganz Europa Respekt vor den preußischen Armeen habe, dazu brauche er Düppel. Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Ich bemerkte dem König, daß dieser höhere politische Gesichtspunkt natürlich den rein militärischen überwiege, daß es dann aber notwendig sei, die nötigen Angriffsmittel an Artillerie in Tätigkeit zu setzen. Mit den vierundzwanzig Belagerungsgeschützen, worunter zwölf glatte Mörser, könne man eine Festung

nicht zwingen, die täglich aus mehr als hundert Geschützen antwortete. Der König sagte, er habe die nötigen Befehle schon gegeben.“

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen war Flügeladjutant des Königs und von diesem zum Hauptquartier der Armee entsandt. Er mußte regelmäßig Bericht erstatten. Hunderte von Kämpfern gingen in den Tod, weil der König „es nötig hatte, der Welt zu zeigen, daß die preußischen Truppen noch imstande seien, Festungen zu stürmen.“ Respekt vor dem kriegerischen Erfolg hatte nicht einmal der Preußische Landtag. Er lehnte die Bewilligung der Kriegskosten ab.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Jahresbericht 1973

Im Berichtsjahr wurden 182 wissenschaftliche Benutzungen verzeichnet. Es handelte sich vorwiegend um Doktoranden und Studenten, die in der Regel mehrere Wochen im FA arbeiteten. Die Benutzer kamen aus der DDR, aus den VR Bulgarien und Polen, aus Berlin (W), aus der BRD, aus der Republik Elfenbeinküste, aus England, Frankreich, Kanada und den Niederlanden. Die Benutzung erstreckte sich auf 111 Handschriften, auf 1482 Bücher und Sonderdrucke, auf 11 601 Zeitungsartikel sowie auf 107 Bilder.

Wir führten 18 Führungen mit 143 Teilnehmern durch. Im Jahre 1973 erteilten wir 243 schriftliche Auskünfte an Interessenten innerhalb und außerhalb der DDR: (Berlin [W], VR Bulgarien, BRD, ČSSR, Dänemark, England, Frankreich, Japan, Kanada, Niederlande, Schweiz, USA). Insgesamt enthielten diese schriftlichen Auskünfte 752 Titel.

Zur 75. Wiederkehr des Todestages Theodor Fontanes wurde mit dem Potsdamer Theater eine Großveranstaltung vor ausverkauftem Hause durchgeführt. Es wurden ferner zwei Fontanevorträge gehalten. Das FA unterstützte die Veranstaltungen der Stadt Neuruppin zur Wiederkehr des 75. Todestages des Dichters.

Am Jahresende konnten folgende Bestände festgestellt werden: 2177 Autographe, Manuskripte und Fragmente mit 15 714 hs. Seiten, 1890 Bände Literatur und Sonderdrucke, davon 151 Bände aus der Bibliothek Theodor Fontanes, teilweise Marginalien enthaltend, 82 vertonte Lieder und Balladen, 4610 Fotokopien und Abschriften von (teilweise verschollenen) Briefen, Literaturkritiken und Gedichten, 264 Bildnisse, Erinnerungstücke, Stiche und Fotografien (teilweise Konvolute von Fotografien zu bestimmten Anlässen, z. B. wiss. Konferenzen, die jeweils als eine Einheit geführt werden), 2 Landkarten, 6277 Zeitungsausschnitte von 1827 bis 1973, 443 Filme, 20 Akten des Verlages Friedrich Fontane, die Neuruppiner „Denkmal-Akte“ und 1 Akte Schriftenwechsel mit dem verstorbenen Fontaneforscher Prof. Dr. Kurt Schreinert.

Das Postbuch weist 1973 2816 Ein- und Ausgänge nach (einschl. Versand des Sonderheftes 3 und der Hefte 16 und 17). Die „Fontane-Blätter“ werden gegenwärtig in 25 Staaten gelesen: Australien, Belgien, Berlin (W), VR Bulgarien, BRD, ČSSR, Dänemark, DDR, Elfenbeinküste, England, Finnland, Frankreich, Israel, Italien, Japan, Niederlande, Norwegen, Österreich, VR Polen, SR Rumänien, Schweden, Schweiz, UdSSR, VR Ungarn, USA.

Unser Dank gilt den vorgesetzten Stellen des Fontane-Archivs in Berlin, den Abteilungen Kultur des Rates des Bezirkes und der Stadt Potsdam, den Nachkommen des Dichters, zahlreichen Fontaneforschern und vielen Fontanefreunden in Ost und West für die im Berichtsjahr zuteil gewordene Unterstützung, die nicht zuletzt in der Übersendung von Dissertationen und neuer Literatur (einschl. Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze) zum Ausdruck kam. Unser Dank gilt ferner allen Autoren des In- und Auslandes, die Forschungsbeiträge bei uns veröffentlichten und Manuskripte zur Publizierung einsandten bzw. ankündigten.

Neuerwerbungen und -erscheinungen mit Nachträgen

(Abgeschlossen am 31. Dezember 1973)

A. Handschriften

Weber, Elise (geb. Fontane, 1838–1923): Eigh. Kt.-Brief an Emil Moebis. Inh. „... ich beginne mit der Übersiedlung meiner Mutter nach Neuruppin, die Ende April 1854 erfolgte... ich verließ N. 1874 u. weiß genau, daß mein Bruder [Th. F.] nach meinem Fortgang nicht mehr dort gewesen.“ Berlin-Weißensee, 8. X. 1919. 2 S. quer-8⁰ (B 440) [Geschenk v. Fritz Moebis, Radensleben, durch Vermittlung v. Dr. Rudolf Bellin, Neuruppin.]

B. Fotokopien

Fontane, Theodor: Brief an Lise [Mengel, geb. Witte]. Inh.: „Stralsund ist ein berühmtes Typhusnest... Gestern Abend waren wir in ‚Florian Geyer‘. Wir haben aber zur Feierung von Stück u. Dichter nichts beigetragen, denn die Sache war nicht blos(!) lang, sondern auch langweilig. Ritterstücke sind immer langweilig u. Hauptmann hat keine Ausnahme von der Regel geschaffen.“ Berlin, 5. I. 1896. (Ca 1361) [Maschinenschr.]

C. Bilder

Professor Dr. K. E. O. Fritsch (1838–1915). Schwiegersohn Theodor Fontanes. Fotogr. 10,5 cm × 14,5 cm. (AI 261) [Geschenk v. Frau Ursula v. Forster, Urenkelin Theodor Fontanes.]

D. Literatur (Internationale Bibliographie *)

a) Primär-Literatur

- Fontane, Theodor: Brief an Fritz Mauthner. Berlin. 6. 12. 1891. — In: Fontane-Bl. Bd 2. 1973, S. 593/94.
- Fontane, Theodor: Briefe. 30. 12. 1819 — 20. 9. 1898. — In: Wochenpost, Berlin. 21. 9. 1973. (ZA 1973)
- Fontane, Theodor: Briefe an den Verleger Wilhelm Friedrich, s. Hellge, Manfred: Fontane u. der Verleger W. Friedrich. (Fontane-Bl. H. 17. 1973.)
- Fontane, Theodor: Romane u. Erzählungen. Hrsg. v. Peter Goldammer, Gotthard Erler [u. a.] (2. Aufl.) Bd 1—8. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. (1973). 8⁰ (69/84)
- Theodor Fontane. [Werke, Ausz.] T. 1. 2. Hrsg. v. Richard Brinkmann. (München:) Heimeran (1973). 8⁰ (Dichter über ihre Dichtungen. Bd 12, 1. 2.) (74/2)
- Fontane, Theodor: Meine Kinderjahre. [Ausz.] Das Bild meines Vaters. Ebenhausen b. München: Voss 1973. 128 S. 8⁰
- Fontane, Theodor: Meine Kinderjahre. [Ausz.] Was ist schlimmer? Postorange oder milchfarben? (ZA 1973)
- In: Brandenburg. Neueste Nachr., Potsdam. 21. 9. 1973
Norddeutsche Neueste Nachr., Rostock, 22. 9. 1973
Thüringer Neueste Nachr., Erfurt. 26. 9. 1973
Sächsische Neueste Nachr., Dresden 30. 9. 1973
- Fontane, Theodor: Mathilde Möhring. Mit e. Nachwort v. Maria Lypp. Stuttgart: Reclam jun. (1973). 141 S. 8⁰ (73/87)
- Fontane, Theodor: Der Stechlin. (Nachw. v. Dietrich Sommer.) Leipzig: Reclam jun. 1973. 461 S. 8⁰ (Reclams Universal-Bibl. Bd 535.) (73/67)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel. [Ausz.] „Familienidyll bei Treibels“.
- In: Sächsisches Tageblatt, Dresden. 23. 9. 1973
Thüringische Landesztg., Weimar. 25. 9. 1973 (ZA 1973)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't“. Mit e. Nachw. v. Walter Müller-Seidel. Stuttgart: Reclam jun. (1973). 224 S. 8⁰ (73/88)
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. [Ausz.] Einkehr im Dorfe Buch.
- In: Sächsisches Tageblatt, Dresden. 23. 9. 1973
Thüringische Landesztg., Weimar. 25. 9. 1973. (ZA 1973)

b) Sekundär-Literatur

- Alle Hoffnung beim „vierten Stand“. Zum 75. Todestag Theodor Fontanes. — In: Ostsee-Ztg., Rostock. 23. 9. 1973 (ZA 1973)

*) Wir danken Freunden und Verlagen in Ost und West, die uns Neuerscheinungen als Geschenke zukommen ließen.

- Betz, Frederick: The Contemporary Critical Reception of Theodor Fontane's Novels „Vor dem Sturm“ and „Der Stechlin“ 1878–1899. 191 S. 8⁰ Bloomington (Indiana-University), Phil. Diss. v. 30. 8. 1973. [Der Doktorand arbeitete im Fontane-Archiv.] (74/25)
- Bis in unsere Zeit lebendig. Zum 75. Todestag von Theodor Fontane. — In: Leipziger Volksztg. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- Bös, Josef: Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz 1859–1898. — In: Berichte u. Informationen, Salzburg. 28. 7. 1972. (ZA 1972)
- Böse, Georg: Ein neuer Fontane-Briefband (Briefe an M. v. Rohr u. an W. Hertz). — In: Hannoversche Allg. Ztg. 10.–11. 6. 1972 u. St. Galler Tageblatt. 30. 6. 1972. (ZA 1972)
- Böse, Georg: Fontane hatte auch Nöte (Briefe an Hertz). — In: Rheinische Post. Düsseldorf. 8. 7. 1972. (ZA 1972)
- Buder, Horst: Meister des bürgerlichen Romans. Zum 75. Todestag von Fontane. — In: Neue Zeit, Berlin. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- „Commodité fehlt.“ Hans-Werner Klünner erforschte „Fontanes Wohnstätten in Berlin“. — In: Der Tagesspiegel, Berlin (W.). 23. 9. 1973. (ZA 1973)
- Dannenberg, Peter: Fontane floh vorm ersten Akt. Festspiele: Bayreuth u. Salzburg. — In: Die Welt. Ausg. B. Berlin (W). 25. 8. 1973. (ZA 1973)
- Dichterbriefe ... zwischen Theodor Fontane u. Paul Heyse. Aufbau-Verl. — In: Sächsische Ztg., Dresden. 2. X. 1973. (ZA 1973)
- Dietz, Ernst: Streben nach Wahrheit u. Frieden. Zum 75. Todestag Fontanes. — In: Märkische Volksstimme, Potsdam. 19. 9. 1973. (ZA 1973)
- Ehrungen Fontanes anl. der 75. Wiederkehr seines Todestages.
 In: Märkische Union, Potsdam. 9. 9. 1973
 Märkische Volksstimme, Kreisausg. Neuruppin. 13. 9. 1973
 Der Morgen, Berlin. 21. 9. 1973
 Berliner Ztg. 21. 9. 1973
 Märkische Volksstimme, Bezirksausg. Potsdam. 21. 9. 1973
 Neues Deutschland, Berliner Ausg. 22. 9. 1973
 Brandenburg. Neueste Nachr., Potsdam. 21. 9. 1973
 Märkische Union, Potsdam. 25. 9. 1973. (ZA 1973)
- Ein großer Erzähler. Fontanes „Stechlin“ bei Reclam. — In: Der Neue Weg, Halle. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- Eine Fontaneauswahl (von Gotthard Erler für den Bücherschrank der Kinder). — In: Liberal-Demokratische Ztg., Halle. 8. 6. 1973 u. Sächsisches Tageblatt, Dresden. 14. 6. 1973. (ZA 1973)
- En titt i en modern skattkammare. [Das Fontane-Archiv in Potsdam, eine moderne Schatzkammer, dänisch.] — In: Östersjöpposten. Manadstidskrift för politik ekonomi och kultur i DDR. Rostock 1973, Nr. 9. (ZA 1973)

- Erdmann, Horst: „Alles Interesse ruht beim vierten Stand.“ — In: Märkische Volksstimme. Kreisausg. Neuruppin. 20. u. 21. 9. 1973. (ZA 1973)
- Erdmann, Horst: Für das Neue sollen wir leben. Rat des Bezirkes (Potsdam) ehrte Fontane in Neuruppin. — In: Märkische Union, Potsdam. 29. 9. 1973. (ZA 1973)
- Erler, Gotthard: Charlotte Jolles, „Theodor Fontane“. Sammlung Metzler. Bd 114, Stuttgart 1972. — In: Fontane-Blätter. H. 17. 1973, S. 66–68. [Rez.]
- Ester, Johannes: Theodor Fontane, „der Mann der brieflichen Conversation“ (Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz.) — In: Het Duitse boek. Jg. 2. Assen 1972, S. 93–94. (72/62) [Rez.]
- Fontanes Briefe an das Fräulein von Rohr. — In: Staatsanzeiger f. Baden-Württemberg, Stuttgart. 7. 6. 1972. (ZA 1973)
- Frido Mětšk: Fontane und die Sorben. („Fontanes Realismus“) — In: Geschichte u. Gegenwart d. Bezirkes Cottbus. (Niederlausitzer Studien.) H. 6. 1973, S. 175. 8⁰ (ZA 1973) [Rez.]
- Gansberg, Marie Luise: Der Romancier Theodor Fontane. Zum 75. Todestag. — In: Deutsche Volksztg., Düsseldorf. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- Gast, Wolfgang: Der deutsche Geschichtsroman im 19. Jahrhundert: Willibald Alexis. Untersuchungen zur Technik seiner „vaterländischen Romane“. Freiburg i. Br.: Beckmanns 1972. 194 S. 8⁰ [Fontane wird häufig erwähnt.] (Deutsche Literatur- u. Sprachstudien. R. A. Bd 1.)
- Gill, Manfred: Ein Dichter wird geehrt. Zum 75. Todestag von Fontane. — In: Neuer Tag. Kreisausg. Seelow. 15. 9. 1973. (ZA 1973)
- Glander, Hermann: Theodor Fontane. (Apotheker u. Schriftsteller.) [Mit 24 Bildtaf.] Berlin: VVB Pharmazeut. Industrie [1969]. 99 S. 8⁰
- Gomez, Jean: Fontane. Eine Vaterschaft? — Fontane u. die Literaturkritik in der DDR. — In: Revue des Langues Vivantes. Tijdschrift voor Levende Talen. Jg. 39, Nr. 2. Lüttich 1973, S. 137–144. 8⁰ (73/56)
- Grell, Otto: Wiederentdeckter Fontane. Ausländische Doktoranden forschen im Fontane-Archiv. — In: Der Morgen, Bezirksausg. Potsdam. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- Hahnl, Hans Heinz: Der Briefkünstler Fontane. (Briefe an M. v. Rohr, das Ehepaar Zöllner u. an Herz.) — In: Arbeiter-Ztg., Wien. 27. 5. 1972. (ZA 1972)
- Hartung, Günter: „Fontanes Realismus“. Wiss. Konferenz z. 150. Geburtstag Fontanes in Potsdam. Berlin 1972. — In: Fontane-Bl. Bd 2. 1973, S. 608–611. [Rez.]
- Hay, Gerhard: „Ein Mann der brieflichen Conversation.“ (Fontanebriefe im Propyläen-Verl.) — In: Schwäbische Ztg. 5. X. 1973. (ZA 1973) [Rez.]

- Heckmann, Erich: Fontane auf der Lütetsburg. Ostfriesischer Adel in preußischen Diensten (die Grafen v. Knyphausen). — In: Leuchterfeuer. Heimatbl. f. d. Jugend zwischen Niederelbe u. Ems. Oldenburg, 17. 11. 1973. (ZA 1973)
- Heinrich, Gerd: Berlin u. Brandenburg. Mit 10 Kt., 15 Stadtpl., 4 Stammtafeln. [Fontane wird oft erwähnt.] Stuttgart: Kröner (1973). LXXXV, 563 S. 8⁰ (Kröners Taschenausg. Bd 311.) (73/64)
- Hellge, Manfred: Fontane u. der Verleger Wilhelm Friedrich. — In: Fontane-Bl. H. 17. 1973, S. 9–53.
- Jolles, Charlotte: Fontanes Studien über England. — In: Fontanes Realismus. Berlin 1972, S. 95–104. 8⁰ (72/32)
- Krueger, Joachim: Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane u. Paul Heyse. Hrsg. v. G. Erler. Aufbau-Verl. — In: Fontane-Bl. H. 17. 1973, S. 63–66. Ferner: In: Deutsche Literatur-Ztg. Jg. 94, H. 7/8. Berlin 1973, Sp. 590–593. [Rez.]
- Krueger, Joachim: Fontane, Briefe. Hrsg. v. Schreinert u. Jolles. Bd 1–4. Propyläen-Verl. 1968–71. — In: Fontane-Bl. H. 17. 1973, S. 60–63. [Rez.]
- Krueger, Joachim: Fontane-Autographen d. Universitäts-Bibliothek Berlin. Ein Verzeichnis. Im Anh.: 20 wenig bekannte Briefe Fontanes. Berlin 1973. 103 S. 8⁰ (Schriftenreihe d. Universitätsbibliothek Berlin. Nr. 13.) (73/61)
- Küchler, Gerhard: Die Lebensdaten der „Chevalière“ aus Fontanes Freundeskreis (d. i. Emilie Zöllner: 20. 8. 1828 – 8. 6. 1924). — In: Mitteilungsbl. d. Landesgeschichtl. Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e. V. 1884, H. 74, Nr 74 v. 1. 9. 1973. (ZA 1973)
- Kummer, Jochen: Angelica Domröse. Die Helena von Ostberlin. (Als „Effi Briest“ lernten bundesdeutsche TV-Zuschauer den DDR-Star kennen.) — In: Der Stern, Hamburg. 23. 8. 1973. (ZA 1973)
- Laufer, Christel: Attwood, Kenneth: Fontane und das Preußentum. Berlin, Haude & Spener 1970. — In: Referatedienst f. Literaturwissenschaft d. Akademie d. DDR. 4 (1973) 6. Berlin, S. 637–38. 8⁰ (ZA 1972)
- Laufer, Christel: Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz 1859–1898. Stuttgart: Klett 1972. — In: Referatedienst... 5 (1973) 8. Berlin, S. 311–312. 8⁰ (ZA 1973)
- Leloup, Monique: Die Psychologie der Frau in Fontanes Effi Briest. Academie d'Orleans-Tours. [Tours] 1973. VI, 89, IV S. 4⁰ [Diplomarbeit, Maschinenschr.] (73/59 q) [Die Autorin arbeitete im Fontane-Archiv.]
- Märkisches Museum ehrt Fontane durch Ausstellung. (75. Todestag.)
 In: Der Morgen, Berlin 21. 9. 1973
 Berliner Ztg. 22. 9. 1973
 Sächsische Ztg, Dresden. 23. 9. 1973
 Bonner Rundschau, Bonn. 26. 9. 1973
 Sächsisches Tageblatt, Dresden. 29. 9. 1973 (ZA 1973)

- Metscher, Klaus: Fontane-Archiv unterstützt ausländische Forscher. — In: Berliner Ztg. 17. X. 1973. (ZA 1973)
- Mingau, Rudolf: Mit der Zukunft im Bunde. Zum 75. Todestag Fontanes. — In: Das Volk, Erfurt. 21. 9. 1973. (ZA 1973)
- Mohr, Werner: Fontanes Thüringer Wanderungen. Der Dichter gehörte vor 100 Jahren zu den ersten Gästen in Tabarz. — In: Thüringische Landesztg., Weimar. 24. 8. 1973. (ZA 1973)
- Mommsen, Katharina: Fontanes „Freies Darüberstehen“. — In: Dichter u. Leser. Studien z. Literatur. Groningen: Wolters-Noordhoff 1972, S. 89–93. (ZA 1972)
- Mommsen, Katharina: Gesellschaftskritik bei Fontane und Thomas Mann. Heidelberg: Stiehm 1973. 125 S. 8⁰ (Literatur u. Geschichte. Eine Schriftenreihe. Bd 10.) (73/65)
- Müller, Kurt: Ein Stadtarchivar auf Fontanes Spuren in der Stadt Beeskow. — In: Fontane-Bl. H. 17. 1973, S. 54–60.
- Nations, Elisabeth S.: Fontanekritik 1960–1971. University of Iowa. 349 S. 4⁰ — Iowa, Phil. Diss. Juli 1973. (73/55 q) [Maschinenschr.] [Die Doktorandin arbeitete im Fontane-Archiv.]
- Neue Fontaneausgaben (von vier DDR-Verlagen z. 75. Todestage): Romane u. Erzählungen, Quitt, L'Adultera, Stechlin.
In: Sächsische Ztg., Dresden. 21. 9. 1973
BZ am Abend, Berlin. 21. 9. 1973
Bauernecho, Berlin. 23. 9. 1973
Der Demokrat, Schwerin. 24. 9. 1973
Norddeutsche Ztg., Schwerin. 25. 9. 1973
Thüringische Landesztg., Weimar. 26. 9. 1973
- Nicolas, Ilse: Der dichtende Pfarrer: „Schmidt von Werneuchen“. (Von Fontane gewürdigt.) — In: Die Welt, Ausg. B. Berlin (W). 4. 8. 1973. (ZA 1973)
- Pflege von Leben u. Werk. Besuch in der Gerhart-Hauptmann-Gedächtnisstätte (Hiddensee). (Stellungnahmen von Zeitgenossen zum Dichter: Th. Fontane u. a.) — In: Der Demokrat, Schwerin. 1. 8. 1973. (ZA 1973)
- Phillips, John A. S.: Fontane and the Daughters of Albion. — In: Library Review. Vol. 24, Nr 2. Glasgow 1973, S. 63–64. (ZA 1973)
- Rauschenbach, M.: Er liebte Teltower Rübchen. — In: Der Morgen, Berlin. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- Reife und Weisheit des Alters. Zum 75. Todestag Fontanes. — In: Märkische Union, Potsdam. 22. 9. 1973 u. Der Demokrat, Schwerin, 23. 9. 1973. (ZA 1973)
- Reiherbäume u. ihre Bewohner. Urlaub auf Fontanes Spuren in der Mark. — In: Liberal-Demokratische Ztg. Halle. 29. 9. 1973. (ZA 1973)
- Remak, Henry H. H.: Kritische Gedanken über Fontane anl. einer Fontanebiographie (H. H. Reuter: Fontane. Berlin 1968). — In: Monats-

- hefte f. deutschen Unterricht, deutsche Sprache u. Literatur. Vol. 65, Nr. 1. Wisconsin 1973, S. 27–38. 8⁰ (73/50)
- Reuter, Hans-Heinrich: Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz 1859–1898. Stuttgart 1972. — In: Deutsche Literatur-Ztg. 94, H. 3. (Berlin 1973), Spalten 226–230. 4⁰ (ZA 1973) [Rez.]
- Riechel, Donald C.: Effi Briest and the calender of fate. — In: The Germanic Review. Columbia University. Vol. 48, Nr. 3. (New York) 1973, S. 189–211. 8⁰ (73/63)
- Riedel, Lisa: Zu Ehren Theodor Fontanes (anl. d. 75. Todestages). — In: Märkische Volksstimme, Kreisausg. Neuruppin. 9. 8. 1973. (ZA 1973)
- Robinson, A. R.: Theodor Fontane, Die Synthese von Alt und Neu. By Heiko Strech. Berlin (W) 1970. — In: German Life & Letters, New Series. Vol. 26, No 4. Oxford 1973, S. 318–319. 8⁰ [Rez.]
- Rosebrock, Theo: Erläuterungen zu Fontanes Effi Briest. 4. Aufl. Hollfeld/Obfr. 1971. 32 S. 8⁰ (Königs Erläuterungen. Bd 253) (58/6066)
- Schlenk, J.: Fontane, Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in eigenen Briefen. München 1970. — In: Mitteilungen d. Vereins f. d. Geschichte Berlins. Jg. 69, Nr 11 v. 1. 7. 1973, S. 335. 8⁰ (ZA 1973) [Rez.]
- Schochow, Werner: Der Bär von Berlin. Jahrbuch d. Vereins f. d. Geschichte Berlins. 19 (1970). („Dieser Bd. ist im wesentlichen Th. Fontane anl. seines 150. Geburtstages gewidmet.“) — In: Jahrbuch f. d. Geschichte Mittel- u. Ostdeutschlands. Bd 21. Berlin (W) 1973, S. 599–600. [Rez.]
- Scholz, Hans: Wanderungen u. Fahrten in der Mark Brandenburg. [Fontane wird oft erwähnt.] (Berlin:) Stapp (1973). 155 S. 8⁰ (73/70)
- Schultz, Manfred: Wo einst Fontane u. Schinkel lebten. (Neuruppin.) — In: Bauernecho, Berlin. 17. 6. 1973. (ZA 1973)
- Schultze, Christa [Übers.], s. Volkow, E. M.: Zur Problematik von Fontanes Roman „Effi Briest“. 1973.
- Senger, Gerti: Die berühmtesten Hypochonder. Theodor Fontane. — In: Schwarzhaupt-Journal. Unterhaltung u. Information f. medizinische Fachkreise. 14. Köln [1973], S. 7. 8⁰ (ZA 1973)
- Sommer, Dietrich: Sein Werk wirkt heute lebendiger denn je. Zum 75. Todestag von Fontane. — In: Neues Deutschland, Berlin. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- Strodel, Otto: Verkünder des Menschlichen. Zum 75. Todestag von Fontane. — In: Schweinfurter Tagblatt. 22. 9. 1973. (ZA 1973)
- Theodor Fontane. (G. Honnefelder: Die erzähltechnische Konstruktion der Wirklichkeit bei Fontane: Zur Funktion des Briefes im Roman. — M. Heuser: Fontanes „Cécile“. Zum Problem des ausgesparten Anfangs. — E. Faucher: Farbsymbolik in Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. — D. Kafitz: Die Kritik am Bildungsbürgertum in Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“. — H. Aust: Anstößige Versöhnung? Zum Begriff der Versöhnung in Fontanes „Frau Jenny

- Treibel“. — W. Hoffmeister: Fontanes „Mathilde Möhring“. Milieustudie oder Gesellschaftsroman?. — H. H. Reuter: Fontanes Briefe an W. u. H. Hertz.) Berlin (W): Erich Schmidt 1973. 167 S. 8^o Zeitschr. f. deutsche Philologie. SH zu Bd 92. (73/82)
- Theodor Fontane. Hrsg. v. Wolfgang Preisendanz. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1973. 490 S. 8^o (Thomas Mann: Der alte Fontane. — Georg Lukács: Der alte Fontane. — Paul Böckmann: Der Zeitroman Fontanes. — Hans-Heinrich Reuter: Entwicklung u. Grundzüge der Literaturkritik Fontanes. — Walter Müller-Seidel: Gesellschaft u. Menschlichkeit im Roman Theodor Fontanes. — Herman Meyer: Fontane „L'Adultera“ u. „Der Stechlin“. — Peter Demetz: Der Roman der guten Gesellschaft. — Walther Killy: Abschied vom Jahrhundert. „Fontane ‚Irrungen, Wirrungen‘“. — Wolfgang Preisendanz: Die verklärende Macht des Humors im Zeitroman Fontanes. — Kurt Wölfel: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch.“ Zum Figurenentwurf in Fontanes Gesellschaftsromanen. — Hermann Lübke: Fontane u. die Gesellschaft. — Robert Minder: Über eine Randfigur bei Fontane. — Richard Brinkmann: Allerlei Glück — Allerlei Moral. — Hubert Ohl: Bilder, die die Kunst stellt. Landschaftsdarstellung in den Romanen Fontanes.) (Wege der Forschung. Bd 181.)
- Theodor Fontane. „Ich beschloß reumütig, in die Arme der edlen Apothekerzunft zurückzukehren.“ (11 Abb.) Eschwege: Woelm [1973]. (Der Apotheker in der Literatur. 3.) (ZA 1973)
- Theodor Fontane in Dresden. — In: Sächsisches Tageblatt, Dresden. 23. 9. 1973. (ZA 1973)
- Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark. Ein Film über die märkische Landschaft u. Fontane. — In: FF Dabei. Berlin, 1. 11. 1973. (ZA 1973)
- Tilgner, Wolfgang: Eine neue Zeit bricht an. Zum 75. Todestag. — In: Der Morgen, Berlin. 20. 9. 1973. (ZA 1973)
- „Unser Raabefreund Carl Eduard Hansen sprach über ‚Fontane in seinen Briefen‘“. — In: Mitteilungen d. Raabe-Ges., Ortsvereinigung Braunschweig. Jg. 60, H. 1. 1973, S. 9. 8^o (ZA 1973)
- „Unterm Birnbaum.“ Ein DEFA-Film nach Fontane [ohne Angabe der Namen der Rezensenten].
 In: Lausitzer Rundschau, Cottbus. 19. 10. 1973
 Der Neue Weg, Halle. 24. 10. 1973
 Der Demokrat, Schwerin. 6. 11. 1973
 Thüringer Tageblatt, Weimar. 10. 11. 1973
 Märkische Union, Potsdam. 10. 11. 1973
 Der Demokrat, Schwerin. 14. 11. 1973
 Märkische Union, Potsdam. 16. 11. 1973
 Mitteldeutsche Neueste Nachr., Leipzig. 16. 11. 1973
 Die Union, Dresden. 16. 11. 1973
 Leipziger Volksztg., Leipzig. 18. 11. 1973
 Schweriner Volksztg., Schwerin. 20. 11. 1973
 Tribüne, Berlin. 21. 11. 1973
 Berliner Ztg., 21. 11. 1973

- Neues Deutschland, Berliner Ausg., 22. 11. 1973
 Freiheit, Halle. 22. 11. 1973
 Liberal-Demokratische Ztg., Halle. 22. 11. 1973
 Neue Zeit, Berlin. 23. 11. 1973
 Abendztg., Leipzig. 23. 11. 1973
 Wochenpost, Berlin. 23. 11. 1973
 Sächsisches Tageblatt, Dresden. 1. 12. 1973
- Verlegerbriefe Fontanes (an W. u. H. Hertz). — In: Bücherschiff. 1973, H. 2. Oberursel, Mai 1972. (ZA 1972)
- Vietzke-Delorne, M.: Hugenottenmuseum (Erwähnung Fontanes). — In: Die Hugenottenkirche. Berlin (W). Jg. 26, Nr 9. 1973, S. 31. (ZA 1973)
- Volkov, E. M.: Zur Problematik von Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“. — In: Fontane-Bl. Bd 17. 1973, S. 1–9. 8⁰
- Walther, Manfred: Fontane in Berlin. — In: Jahrbuch f. d. Geschichte Mittel- u. Ostdeutschlands. Bd 21. Berlin (W). 1972, S. 442–443. 8⁰ [Rez.]
- Was Fontane von Schwerin gehalten hat. — In: Der Demokrat, Schwerin. 12. 9. 1973. (ZA 1973)
- „Was mir fehlte, war Sinn für Feierlichkeit...“ Soiree zum 75. Todestag v. Theodor Fontane. — In: Wiss. Allgemeinbibliothek Potsdam. „Bibliothek“ 73, S. 2. (ZA 1973)
- Weißelberg, Roland: Die Liebe und die Freiheit. Theodor Fontane 1819 bis 1898. — In: Potsdamer Kirche. Nr 38. Potsdam, 23. 9. 1973. (ZA 1973)
- „Wenn schon, denn schon.“ Fontanes Briefe an seinen Verleger Hertz. — In: Frankfurter Neue Presse. Frankfurt a. M. und Nassauische Landesztg., Limburg, 4. 5. 1973. (ZA 1972)
- Wir erinnern: Theodor Fontane (20. 9. 1973). — In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Jg. 140, Nr 37. Leipzig, 11. 9. 1973, S. 682. 4⁰ (ZA 1973)
- Witzke, Horst: Ein bürgerlicher Humanist und wir. Zum 75. Todestag. — In: Volksstimme, Magdeburg. 25. 9. 1973. (ZA 1973)
- Wohlgemuth-Bergland, G.: Theodor Fontane: Effi Briest. — In: Deutsche Literatur 1. 2. Aufl. Groningen: Wolters-Noordhoff 1972, S. 25–30. 8⁰ (73/86)
- Auf dem Tauschwege bzw. als Geschenk gingen ein:**
1. Mitteilungen der E.T.A.-Hoffmann-Gesellschaft e. V., Sitz Bamberg. H. 19/1973.
 2. Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Husum. H. 22/1973.
 3. „Marginalien.“ Zeitschr. f. Buchkunst u. Bibliographie. Hrsg. v. d. Pirckheimer-Gesellschaft, Berlin. H. 51/1973.
 4. „Welt und Wort.“ Zeitschr. f. Literatur. Jg. 28. Tübingen. H. 3/1973. — Joachim Schobeß —

Unsere Leser haben das Wort

Otto Franz Gensichens „Felicia“ 1882

Nach der Veröffentlichung des Aufsatzes „Die Bibliothek Theodor Fontanes“ im Heft 16 erreichte uns folgende Zuschrift: „Wissen Sie übrigens, daß Gensichen wegen der ‚Felicia‘ 1882 der Unsittlichkeit angeklagt und vor Gericht gestellt wurde? Er ist schließlich freigesprochen worden. Vielleicht hat Fontane u. a. auch dieser Umstand veranlaßt, sich mit der ‚Felicia‘ so genau zu beschäftigen.“

Dr. sc. Päd. Wolfgang Hübner, Berlin (Hauptstadt der DDR. 8. 8. 1973)

„Ich erwarte jedes Heft der ‚Fontane-Blätter‘ mit Ungeduld und bin von der hohen Qualität seines Inhalts jedesmal sehr angetan.“

Donald C. Riechel, Assistent Professor of German, The Ohio State University, Columbus, U. S. A. (12. 8. 1973)

„Seit langem habe ich Ihnen schreiben wollen, um Ihnen zu sagen, wie wichtig mir in den letzten Jahren die ‚Fontane-Blätter‘ geworden sind, und daß ich mich als passionierter Fontaneleser, der auch literaturkritisch über Th. F. und seine Erzählkunst geschrieben hat, Ihnen sehr zu Dank verpflichtet fühle, ganz besonders für die Veröffentlichung so mancher unbekannteren Fontanebriefe und -aufzeichnungen.“

Fritz Schirmer, Halle (Saale) (3. 10. 1973)

„Mit Vergnügen stelle ich wieder einmal fest, daß die Beiträge in den Heften im Laufe der Zeit weder an Zahl noch an Qualität abgenommen haben.“

* * *

Die Redaktion ist ermächtigt, folgende Gästebucheintragung zu veröffentlichen:

„So fruchtbar, wie während dieser zehn Tage im Theodor-Fontane-Archiv habe ich noch nie in meinem Leben arbeiten können. Alle bisher unerreichbare Literatur, von Servaes bis Sommer, plötzlich sofort bei der Hand zu haben, das war eine fast schwindelerregende Erfahrung. Inspirierend während meiner Studientage war der Enthusiasmus, mit dem die Leitung des Archivs die Untersuchung von Fontanes Erzählwerk begleitete. Aus dieser literarischen Schatzkammer wurde kein unzugängliches Heiligtum der Poesie, sondern ein offenes Haus gemacht, das man bereichert wieder verläßt.“ Johannes Ester, Studienrat in Utrecht, Doktorand an der Universität Leiden, Niederlande, Potsdam, 18. 10. 1973.

Mitteilungen

Kleist-Gedenkstätte

Die Kleist-Gedenkstätte in Frankfurt (Oder) zählte 1973 nahezu 4000 Besucher. Sie machten sich in den fünf Ausstellungsräumen mit interessanten Text- und Bildmaterialien, handschriftlichen Originalen usw. vertraut. Im Theodor-Fontane-Archiv befinden sich sechs eigenhändige Besprechungen von Dramen und Novellen Heinrich von Kleists aus der Feder Theodor Fontanes.

Lessing-Literatur-Museum

Das Lessing-Museum in Kamenz, dem Geburtsort des Dichters, zeigt auf einer Gesamtfläche von mehr als zweihundert Quadratmetern über vierhundert Ausstellungsgegenstände. In Theodor Fontanes Bibliothek befanden sich Lessings Gesammelte Werke in zehn Bänden.

Storm-Gesellschaft erwarb Fontane-Handschrift

Die Theodor-Storm-Gesellschaft, Sitz Husum, erwarb die Handschrift der „Erinnerungen an Theodor Storm“, die Theodor Fontane 1888, kurz nach Storms Tod, skizzierte und dann 1898 in seinem berühmten Essay in „Von Zwanzig bis Dreißig“ benutzte. Die Handschrift stammt nicht aus dem Fontane-Archiv.

Gestohlene Fontanebriefe wurden versteigert

Auf der Auktion der Fa. Stargardt, Marburg, am 27. und 28. November 1973 wurden aus gestohlenen Beständen des Fontane-Archivs (s. „Fontane-Blätter“, Bd. 2, S. 276–281) folgende Briefe versteigert: Theodor Fontane an Emilie Fontane, Berlin, 30. 6. 1862 und Berlin, 31. 7. 1862.

Verdiente Bibliothekarin gestorben

Fräulein Toni Skerhut, 1946 bis 1960 stellv. Direktorin der Brandenburgischen Landesbibliothek in Potsdam, der das Fontane-Archiv von 1935 bis 1968 angeschlossen war, verstarb im Alter von 73 Jahren. Toni Skerhut hat sich große Verdienste erworben, indem sie den Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs intensiv förderte.

Hugenotten-Museum wiedereröffnet

Das Hugenottenmuseum in Berlin (Hauptstadt der DDR) wurde im Französischen Dom wiedereröffnet. Neben Vertretern der Kirchen und des Magistrats von Berlin nahmen nach einer Meldung der „Hugenottenkirche“ auch der Kulturattaché der französischen Botschaft und der Leiter des Fontane-Archivs an der Feierstunde teil. Die derzeitige dokumentarische Ausstellung umfaßt die Zeit vom Erlass des Ediktes von Potsdam 1685 bis zum Tode Theodor Fontanes 1898.

**Fontane-Autographen der Universitätsbibliothek Berlin. Ein Verzeichnis.
Im Anhang: Zwanzig wenig bekannte Briefe Fontanes.****Bearbeitet und kommentiert von Joachim Krueger. Berlin 1973.**

Nach der Veröffentlichung des Bestandsverzeichnisses Teil 1,1 des Potsdamer Fontane-Archivs im Jahre 1962 ist das vorliegende Verzeichnis die zweite selbständige Publikation über Fontane-Handschriften in der Geschichte ihrer Verzeichnung.

Man nimmt die Schrift mit der Erwartung in die Hand, darin sämtliche Fontane-Autographen aus dem Besitz der Berliner Universitätsbibliothek verzeichnet zu finden, muß jedoch dem Vorwort entnehmen, daß diese für die Forschung wichtige Aufgabe nicht in der Absicht des Bearbeiters lag, sondern nur die Handschriften sollen hier erfaßt werden, „die noch nicht oder an schwer zugänglicher, versteckter Stelle publiziert sind und auch dort oft nur auszugsweise“ (S. 4). So notwendig, verdienstvoll und begrüßenswert es ist, unveröffentlichtes bzw. unbekanntes Material nachzuweisen und zugänglich zu machen, so problematisch erscheint die Methode, Autographen einer Institution nach den Gesichtspunkten „gedruckt“ – „nicht gedruckt“ zu unterteilen und zu bearbeiten. Quellenverzeichnisse, die zu den Grundlagen der Literaturwissenschaft zählen, sollten Vollständigkeit anstreben. Die Geschichte der Fontane-Editionen liefert überdies zahlreiche Beispiele dafür, wie kritisch gedruckte Texte betrachtet werden müssen, wie unentbehrlich für verantwortungsbewußte editorische und literaturwissenschaftliche Arbeit auch die bereits publizierten Handschriften heute noch sind.

Erfreulicherweise erhält der Bearbeiter für Teil 1 des Verzeichnisses, in dem die von Fontane stammenden Sitzungsprotokolle und Jahresberichte des „Tunnels über der Spree“ nachgewiesen werden, sein oben zitiertes Auswahlprinzip nicht aufrecht. „Um einen Überblick über das Ganze zu vermitteln“ (S. 14), werden auch die bereits vollständig gedruckten Protokolle aufgenommen, insgesamt 97, geschrieben in den Jahren 1845 bis 1854. Dazu kommen drei Jahresberichte aus der offiziellen „Tunnel“-Sekretär-Zeit vom Dezember 1850, 1852 und 1853. Diese Autographen konnten vom Bearbeiter erstmals aus den Protokollbänden der Jahrgänge 18 (1844/45) bis 27 (1853/54) des „Tunnel“-Archivs erschlossen werden. Sie sind chronologisch geordnet und werden im wesentlichen durch folgende Angaben charakterisiert: Datum und Nummer der Sitzung, Nummer des sog. „Tunnel“-Jahres, Umfang, Verfasser und Titel der vorgetragenen „Späne“, kurze Hinweise auf den Inhalt, wenn die Diskussionen über die „Späne“ hinausgingen, und – wo gegeben – Drucknachweis. Schon diese gut ausgewählten Kurzinformationen lassen erkennen, wie faktenreich und aussagekräftig das zum größten Teil unbekanntes Protokoll-Material ist. Es wäre wünschenswert, die erschlossenen Teile in extenso zu publizieren.

Von den 265 Fontane-Briefen und -Karten, die die Universitätsbibliothek besitzt — nicht gerechnet die Briefe an B. v. Lepel, die als Dauerleihgabe ins Fontane-Archiv nach Potsdam gegeben worden sind —, werden im 2. Teil des Verzeichnisses 190 „mehr oder minder unbekannte(n)“ (S. 33) Autographen nachgewiesen. Es sind Briefe an O. Brahm, L. Burger, A. Gentz, J. Grosser, M. Lazarus u. a. aus den Jahren 1846 bis 1898. Ihre Anordnung erfolgt alphabetisch nach Empfänger-Namen, unter diesem chronologisch nach Briefdatum, das teilweise erst erschlossen werden mußte. 25 Briefe an Unbekannt schließen den 2. Teil ab.

Bemerkenswert, daß es dem Bearbeiter gelungen ist, für den Brief vom 2. 12. 1881 (Nr. 268) den richtigen Adressaten zu ermitteln; bislang galt der Brief als an H. Kletke gerichtet (siehe auch Th. Fontane, Briefe an H. Kletke. Hrsg. v. H. Nürnberger. München 1969, S. 63), J. Krueger ist der überzeugende Nachweis (S. 73) gelungen, daß Th. Zolling der Empfänger des Briefes gewesen sein muß.

Um aus dem unveröffentlichten Briefbestand einige Proben vorzulegen, hat der Bearbeiter dem Verzeichnis einen vierzig Seiten umfassenden Anhang beigelegt, in dem 20 nach „inhaltlichen Gesichtspunkten“ (S. 56) ausgewählte Briefe vollständig abgedruckt und mit kommentierenden Anmerkungen versehen sind.

Ein Register, das die zahlreichen Personennamen aus Verzeichnis und Anhang erfaßt, beschließt die Schrift.

— Dr. Christel Laufer —

David Turner (Hull)

Kaffee oder Milch? Das ist die Frage: Zu einer Szene aus Fontanes „Frau Jenny Treibel“

Wie schon allgemein bekannt, legte der Prosadichter Fontane keinen großen Wert auf erzählerische Höhepunkte, auf Szenen voll leidenschaftlicher Handlung oder heftiger Gefühlsausbrüche. Eine noch nicht genügend berücksichtigte Folge davon aber ist, daß viele anscheinend geringfügige Momente eine viel größere Bedeutung annehmen, als man zunächst für möglich halten möchte. Daher darf sich der Leser niemals erlauben, dem Text der Fontaneschen Romane und Erzählungen lässig zu folgen, indem er sich etwa auf die Gipfelpunkte konzentriert und das Dazwischenliegende, das vermeintlich Nebensächliche überschlägt. Das läßt sich allerdings nur durch eine große Anzahl von Beispielen aus verschiedenen Werken beweisen. Hier kann nur auf die Möglichkeiten hingewiesen werden, die dieser Praxis unseres Dichters innewohnen, indem der Blick auf ein einziges Beispiel gerichtet wird. „Das Nebensächliche“, meint Professor Schmidt — obwohl der Zusammenhang ein anderer ist — in: *Frau Jenny Treibel*, „so viel ist richtig, gilt nichts, wenn es bloß

nebensächlich ist, wenn nichts drin steckt. Steckt aber was drin, dann ist es die Hauptsache...“ (S. 83–84).¹ Der Zweck dieses kleinen Beitrages ist es, eine derartige „nebensächliche“ Episode aus eben diesem Werk zu untersuchen, um festzustellen, „was drin steckt“.

Die in Frage kommende Episode befindet sich fast genau in der Mitte des Romans – wenn man nach Textseiten und nicht nach der Uhr rechnet –, zur Zeit also, wo Leopold, der jüngere Sohn der Hauptfigur, Frau Kommerzienrätin Treibel, von der gesprächigen lebhaften Tochter Professor Schmidts schon eingenommen ist. Fontane beschreibt jetzt einen der regelmäßigen Spazierritte Leopolds nach Treptow, wo der vorgebliche Held in der üblichen Gaststätte Erfrischungen zu sich nimmt. Da er Stammgast ist, der mit dem Kellner Mützell auf vertraulichem Fuße steht, aber seine Mutter dem Etablissement schon im voraus ihre Anweisungen erteilt hat, was ihrem Sohn gegeben werden darf, serviert man Leopold ohne weitere Erklärung eine kleine Tasse Kaffee und ein großes Glas Milch. Nachdem er die Tasse Kaffee in einem Zug geleert hat, beschließt er, eine zweite zu bestellen, muß aber von seinem Freund Mützell erfahren, daß die Mutter dies aus gesundheitlichen Gründen strengstens verboten hat. Trotz längeren Protestes verzichtet Leopold auf den weiteren Kaffee und trinkt die Milch.

Nicht der Rede wert! möchte man vielleicht meinen. Wenn man jedoch die Sache näher untersucht, entdeckt man, daß diese anscheinend unbedeutende, entbehrliche Episode in knappster Form einige wesentliche Gedanken des gesamten Romans bringt.

Zunächst symbolisiert sie das ganze Verhältnis zwischen der Kommerzienrätin und ihrem Sohn und damit auch einen besonders wichtigen Zug in ihrem Wesen. Als Leopold von den Anweisungen seiner Mutter erfährt, klagt er vor sich hin:

Aber sie muß immer die Fäden in der Hand haben, sie muß alles bestimmen, alles anordnen, und wenn ich eine baumwollene Jacke will, so muß es eine wollene sein... Helene weiß alles besser, Otto weiß alles besser, und nun gar erst die Mama. Sie möchte mir am liebsten vorschreiben, ob ich einen blauen oder grünen Schlips und einen graden oder schrägen Scheitel tragen soll. (S. 118)

Was uns Leopold hier vorstellt, ist zweifellos ein Bild der gleichen Jenny, die trotz ihrer Erklärung, daß sie „einen Menschen aus ihm machen möchte“ (S. 103), immer die erste ist, die jedes Zeichen von Selbständigkeit, besonders in ehelicher Hinsicht, im Keime erstickt. Daß sie seine Getränke bestimmt, ist typisch für die Behandlung Leopolds durch den ganzen Roman hindurch.

Das ließ sich aber von dieser Szene behaupten, gleichviel, um welche Getränke es sich handelte. Hätte sie Leopold etwa mehr als ein Glas Bier verboten und ihm statt dessen Tee vorgeschrieben, so würde das nichts Neues zu unserer Auffassung der Hauptfigur beitragen. In Wirklichkeit ist aber die Beschaffenheit der Getränke, besonders der Milch, ein wesentliches Moment in dieser Szene, weil sie die eindrucksvollste

Charakterisierung Leopolds bietet. Die moderne Reklame hat uns so beeinflusst, daß wir die Milch mit muskulösen Athleten, mit kräftigen, rotwangigen Kindern, kurz: mit dem Gesunden und Frischen überhaupt verbinden.

Was dagegen in *Frau Jenny Treibel* beim Wort „Milch“ mitschwingt, ist von diesem Bild so weit entfernt wie nur möglich. Die Milch deutet eher auf ein Bild der Schwäche, der Farblosigkeit und der Abhängigkeit hin, wie es zur Welt des neugeborenen Kindes gehört.² Ja diese zusammenhängenden Gedanken bilden ein Leitmotiv, das sich durch den ganzen Roman hindurchzieht. In einem früheren Kapitel, wo Jenny die Rückgradlosigkeit ihrer beiden Söhne beklagt, bemerkt sie ihrem Mann gegenüber: „Ich weiß nicht, wo beide Jungen diese *Milchsuppenshaft* herhaben. Zwei geborene Berliner, und sind eigentlich, wie wenn sie von Herrnhut oder Gnadenfrei kämen. Sie haben doch beide 'was Schläfriges...“ (S. 103). Dieser Gedanke wird nun in der gegenwärtigen Szene weitergeführt, indem Leopold mit spürbarer Billigung die Milch als „immer ein bißchen *labbrig*“ bezeichnet (S. 116).

Dann gegen Ende des Romans, als die schließlich sich entspinnde Verlobung zwischen Leopold und Corinna praktisch vorüber ist, ruft Professor Schmidts alte Aufwärterin, Frau Schmolke, ihre damalige Reaktion auf die Verlobung ins Gedächtnis zurück. „Warum nicht?“ hatte sie gedacht. „Warum soll es nich gehen? Und wenn der Leopold auch bloß ein Wickelkind is, Corinnchen wird ihn schon *aufpäppeln* und ihn zu Kräften bringen.“ (S. 211.)

Auch dort, wo die Milch nicht ausdrücklich erwähnt wird, erweist sich Leopold als bloßes Kind, das keine eigene Kraft und keinen eigenen Willen besitzt. Das sieht Corinna klar ein, als sie Frau Schmolke sagt, „Die Schwiegermütter sind eigentlich immer dagegen, und jede denkt, ihr *Püppchen* ist zu schade“ (S. 170) — wobei zu bemerken ist, daß Corinna anscheinend von Schwiegermüttern im allgemeinen redet, in Wirklichkeit aber Frau Jenny und Leopold im Sinne hat. Ähnliches scheint auch im Hintergrund von Marcell Wedderkopps Gedanken zu stecken, wenn man nach dem bildlichen Ausdruck urteilen soll, den er gebraucht, um Leopolds Bestrickung durch die eigenartige Koketterie Corinnas zu beschreiben: „Dieser unglückliche Leopold hängt schon lange an ihren Lippen und *saugt* das süße Gift ein“ (S. 192). Was aber noch wichtiger ist: des Jungen eigene Mutter sieht ihn auch unter diesem Aspekt. In ihren Augen ist er einfach ein Kind, dessen Heirat entweder überhaupt nicht in Frage kommt oder wenigstens von seinen Eltern bestimmt werden soll (S. 12 und 149–150). Es geschieht also in völliger Übereinstimmung damit und verrät zugleich auf sehr unterhaltende Weise, wie die Hauptfigur im Unterbewußtsein zu ihrem jüngsten Sohn steht, daß sie Professor Schmidt besucht, um sich empört über die Verlobung Leopolds und Corinnas zu beschweren, und dabei diese beschuldigt, ihr höheres Alter ausgenützt zu haben, wo doch Leopold der ältere von beiden ist! (S. 193)

Wenn man alle diese thematisch eng verbundenen Fäden bedenkt, kann man nicht umhin, Leopold zuzustimmen, der sich an die Milch macht mit den Worten: „Mein eigentliches Getränk“ (S. 118). Denn kein anderes Getränk hatte seine Schwäche, seine Abhängigkeit, seine Trägheit so kurz und bündig oder gar so gut ausdrücken können. Indem Leopold nun die Milch als sein „eigentliches Getränk“ zu sich nimmt, unterstreicht er bloß das traurige Bild, das wir uns schon aus anderen Quellen von ihm gemacht haben.

In dieser Hinsicht ist seine spätere, wenn auch nicht langewährende Braut von anderer Art. Sie hat sich einer viel weniger einschränkenden Erziehung erfreut, nach dem Prinzip ihres Professoren-Vaters, daß „das Schmidtsche sich selbst [hilft]“ (S. 167). Folglich handelt sie immer als selbständige Frau, die den Vater nicht erst zu Rate ziehen muß, und trotz ihrer früheren Verneinung gegenüber dem Vetter Marcell (S. 61–62), kann Kommerzienrat Treibel mit vollem Recht eine schlaue Anspielung machen auf eine „arme und etwas emanzipierte Edeldame, die natürlich auch Schmidt heißen kann“ (S. 104). Weiter, während Frau Jenny nicht imstande ist, „einen forschen Menschen“ aus ihrem jüngeren Sohn zu machen (S. 103), erweist sich Corinna als „eine große, forsche Person und hat die Kinderschuhe längst ausgetreten“ (S. 167). Und schließlich, während Leopold dem Akt nicht einmal beiwohnt, der seine endgültige Verlobung mit Hildegard Munk bedeutet, mit der Braut also, die seine Mutter für ihn — wenn man so formulieren darf — „gewählt“ hat, ist Corinna dagegen die bewegende Kraft hinter ihrer Verlobung mit Leopold, und zwar so eindeutig, daß sie praktisch den Heiratsantrag selbst macht.

Leopold und Corinna stellen also einen klaren Fall von Unverträglichkeit dar. Und in diesem Zusammenhang gewinnt die Milch wieder an Bedeutung. Einige Kapitel nach der Episode mit der Milch, am Tag der ersten Verlobung, kommt Corinna in einem Zustand der Erschöpfung wieder nach Hause — die Folge ihrer Anstrengungen, Leopold einen Heiratsantrag abzurufen — und bittet Frau Schmolke um einige Erfrischungen. Was aber hier besonders ins Auge fällt, ist, daß sie einen starken Tee bestellt „und dann ordentlich Zucker; aber ganz wenig Milch, Milch macht immer gastrisch“ (S. 162). Diese sehr andersartige Haltung gegen die Milch symbolisiert eine ganz andere Geisteshaltung gegen das Leben überhaupt und prägt dem Leser nochmals ein, daß das Paar kaum etwas gemein hat — und das ironischerweise am Tage, wo die beiden innerlich sich näher kommen.

In dieser Hinsicht nehmen Leopold und Corinna die Hauptfiguren der postum erschienenen Erzählung *Mathilde Möhring* vorweg. Hugo Großmann ist auch ein schwacher, abhängiger junger Mann, Mathilde ein kräftiges, selbständiges Mädchen, das dafür dankbar ist, daß die Mutter ihr „immer freie Hand gelassen hat“.³ Es scheint also kaum ein Zufall zu sein, daß ihre verschiedenen Temperamente gleichfalls durch ihr Verhalten gegen gewisse Getränke sinnbildlich dargestellt werden. Als Hugo, der schon von Anfang an ein Liebhaber von Sodawasser ist, nach

dem Winterball und der Schlittenfahrt durch die kalte Nachtluft im Fieber nach Hause kommt und um Zuckerwasser bittet, antwortet seine Frau Mathilde nachdrücklich: „Immer Zuckerwasser. Wer trinkt Zuckerwasser, wenn er von einem Ball nach Hause kommt! Ich werde dir eine Tasse Kaffee machen.“⁴ Der Lauf dieser Geschichte zeigt ganz deutlich die Gefahren, die einer Ehe zwischen zwei so andersgesinnten Menschen drohen. Denn indem die Heldin ihren Mann immer vorwärts treibt, macht sie sich, mittelbar wenigstens, seines Todes schuldig. Sollte man vielleicht daraus schließen, daß eine Ehe zwischen Leopold Treibel und Corinna Schmidt ein ähnliches, unglückliches Los erfahren hätte? In Wirklichkeit ist das eine eitle Frage. Der Charakter Jennys bildet für eine solche Ehe ein unüberwindliches Hindernis, oder ein Hindernis, womit wenigstens Leopold nie fertig würde. Und das bringt uns wieder auf jene kleine Episode in Treptow zurück. Enthält doch diese eine Erweiterung des Milchgedankens, die uns erlaubt, das Mißlingen eines Liebeshandels zwischen Leopold und Corinna vorauszusehen. Als Leopold die Milch sein eigentliches Getränk nennt, fügt er hinzu: „Milch der frommen Denkungsart würde Papa sagen“ (S. 118).⁵ Obwohl ungewiß bleibt, was er oder gar sein Vater darunter versteht, deutet jedoch der unmittelbare Zusammenhang, der Bevormundung und Kontrolle erwähnt, darauf hin, daß er im Sinne einer frommen Ergebung in den Willen der anderen Familienmitglieder spricht. Das Zitat aber rührt, wenigstens mittelbar, von Shakespeares *Macbeth* her, und wenn auch Leopold und sein Vater die Quelle nicht kennen, so darf man doch annehmen, daß sie Fontane selbst gegenwärtig war. Als Theaterkritiker hatte er Aufführungen von *Macbeth* im November 1875 und im Dezember 1879 rezensiert; 1885 hatte er mit vielem Vergnügen Professor Karl Werders *Vorlesungen über Shakespeares Macbeth* gelesen;⁶ und zwischen 1887 und 1889, einer Umfrage des Verlegers Friedrich Pfeilstücker folgend, hatte er eine Liste derjenigen Werke verfertigt, die ihn besonders beeinflußt oder ihm die größte Freude bereitet hatten, darunter natürlich Shakespeare, „vor allem *Macbeth* und *Hamlet*“.⁷ Wenn also, wie zu vermuten ist, Fontane den ursprünglichen Zusammenhang jener Worte gekannt hat, tut man vielleicht gut, an die betreffende Rede zu erinnern, besonders deshalb, weil sie einen bedeutungsvollen Bezug auf die Lage Leopolds hat. Lady *Macbeth* spricht hier mit ihrem Mann:

Glamis thou art, and Cawdor; and shalt be
 What thou art promis'd. Yet do I fear thy nature:
 It is too full o' the milk of human kindness,
 To catch the nearest way. Thou wouldst be great;
 Art not without ambition, but without
 The illness should attend: what thou wouldst highly,
 That wouldst thou holily; wouldst no play false,
 And yet wouldst wrongly win; ...⁸

Macbeth wird also vorgeworfen, er habe zu viel Milde, zu viele Skrupel, um sein Ziel zu erreichen. Wenn nun Leopold praktisch dieselben Eigenschaften in dem eigenen Charakter zugibt, so darf der Leser kaum

erwarten, daß er den folgenden Kampf mit der Mutter gewinnen und Corinna heimführen wird.

In einer frühern Szene hat Professor Schmidt von seinem Neffen Marcell als Banquo gesprochen — ein weiteres Zeichen übrigens, daß *Macbeth* nicht weit von Fontanes Gedanken war, als er *Frau Jenny Treibel* schrieb —, aber Leopold ist viel zu schwach, um selbst dieses Gespenst zu bannen, geschweige denn, das größte Hindernis in seinem Wege unschädlich zu machen.

Es ist zu merken, daß Fontane mit großer Sorgfalt sein Material so organisiert hat, daß der Leser in der Tat die Episode mit der Milch auf die Liebesintrige des Romans, wie oben angedeutet, bezieht. Die zur Szene in Treptow überleitende Erzählpartie verbindet das Folgende ganz deutlich mit Leopolds Verliebtheit in Corinna:

Wenn ihn dies Imsattelsein ohnehin schon an jedem Morgen erfreute, so besonders heute, wo die Vorgänge des voraufgegangenen Abends, am meisten aber die zwischen Mr. Nelson und Corinna geführten Gespräche, noch stark in ihm nachwirkten... (S. 113)

Und die Szene selbst schließt mit dem Versuch Leopolds, sich für den bevorstehenden Kampf um die Hand Corinnas Mut einzuhauchen. In solcher Umrahmung muß seine Willfährigkeit, als er die Milch trinkt und auf die zweite Tasse Kaffee verzichtet, einen Schatten werfen auf ein Liebesverhältnis, das ironischerweise noch kaum in Gang gesetzt worden ist. Eine anscheinend unbedeutende Entscheidung über Getränke faßt also nicht nur die Charakterisierung der Hauptfigur und ihres jüngeren Sohnes und weiter die Beziehungen beider zueinander symbolisch zusammen, sondern nimmt auch den Ausgang der Verlobung vorweg, die den Mittelpunkt der Romanhandlung bildet. (Denn trotz der Behauptungen einiger Interpreten⁹ ist *Frau Jenny Treibel* nicht ohne Handlung.) Wie Leopold anfangs den eigenen Willen durchsetzt, indem er den ersten Kaffee nimmt, um sich nachher in den Erlaß der Mutter zu ergeben und das große Glas Milch zu trinken, so wird er zwar anfangs Corinnas Verlobter — man bedenke in diesem Zusammenhang, daß er in Treptow von seiner „Kaffeepassion“ spricht —, um später dann die von der Mutter bestimmte Braut, Hildegard Munk, zu akzeptieren. Am Ende ist Leopold Treibel kein shakespearischer Macbeth. Er ist nicht einmal — bei den besten Absichten — ein Goethischer Hermann:

Leopold saß auf seinem Zimmer und las Goethe (*was*, ist nicht nötig, zu verraten). (S. 199)

Im günstigsten Falle ist er, wie der Titel dieses Beitrages andeuten will, ein bürgerlicher Hamlet in Taschenausgabe, ein Mensch, von dem also — um mit Wilhelm Meister zu sprechen — „Das Unmögliche... gefordert [wird], nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist.“¹⁰

Anmerkungen

- 1 Wenn nicht anders angegeben, wird nach den *Gesammelten Werken: Erste Reihe* (Berlin, 1905), Band 8 zitiert.
- 2 Eine Auffassung, die dem Sinne Fontanes viel näher steht als unsere moderne Haltung gegen die Milch, findet man in Turgenjews *Neuland*. Im 7. Kapitel dieses Romans, während die anderen Familienmitglieder Tee trinken, wird dem Erbsohn Kolia vor dem Schlafengehen ein großes Glas Milch gegeben – ein unverkennbares Zeichen, daß er noch immer als Kind gilt. Erst an seinem Namenstag, der im folgenden Kapitel geschildert wird und wo er überhaupt mehr als Erwachsener behandelt wird, darf er Champagner trinken. Obwohl bekannt ist, daß Fontane – wahrscheinlich 1880 – diesen Roman gelesen hat, muß wohl die Frage des Einflusses dahingestellt bleiben.
- 3 *Gesammelte Werke, Zweite Reihe*, Band 9, S. 106.
- 4 Ebenda, S. 98.
- 5 In diesem Zusammenhang darf man vielleicht auf eine interessante Bemerkung hinweisen in einem Brief Fontanes an den Freund Karl Zöllner vom 19. August 1889, nur zwei Jahre nach Abschluß von *Frau Jenny Treibel*: „Ich bin nun mal nicht für ‚Milchsuppen‘, vielleicht, weil ich mir selber schon zu viel auf dem Gebiete frommer Denkuingsart leiste“ (*Briefe: Zweite Sammlung*, Band 2, S. 210). Diese Bemerkung, die Züge aus zwei Stellen des Romans verbindet, darf als eindeutiges Zeichen dafür angesehen werden, daß der Dichter jene Erwähnungen der Milch, der Kindheit, der Schwäche usw., in einem Zusammenhang verstanden haben will.
- 6 Vgl. *Briefe: Zweite Sammlung*, Band 2, S. 100.
- 7 Zitiert nach: Theodor Fontane, *Sämtliche Werke* (München 1959), Band 21,1, S. 497.
- 8 *Macbeth*, I, v.
- 9 Vgl. besonders Konrad Peters, *Theodor Fontane und der Roman des 19. Jahrhunderts* (Diss. Münster, 1932), S. 59.
- 10 Siehe seine Hamlet-Interpretation in Buch 4, Kapitel 13.
[Die Veröffentlichung erfolgt mit Genehmigung der Redaktion der Zeitschrift „German Life and Letters“, London.]

Inhaltsverzeichnis Heft 18

Theodor Fontane: Protokolle des „Tunnels über der Spree“. Hrsg. und kommentiert von Dr. Joachim Krueger	81
Theodor Fontane: Ein Briefwechsel mit seiner Frau. Mitgeteilt und kommentiert von Gotthard Erler	102
Professor Gerhard Friedrich: Die Witwe Pittelkow	109
Gotthard Erler: Fontane in Schottland	124
Johannes Kunstmann: „Mußhelden“ Theodor Fontanes: Klinke (Klinka) und Kitto	134
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs	140
Unsere Leser haben das Wort	150
Mitteilungen	151
Buchbesprechung: Fontane-Autographen der Universitätsbibliothek Berlin. Ein Verzeichnis. Im Anh.: Zwanzig wenig bekannte Briefe Fontanes. Bearb. u. komm. von Joachim Krueger. (Rezensent: Dr. Christel Laufer)	152
David Turner: Kaffee oder Milch? Das ist die Frage: Zu einer Szene aus Fontanes „Frau Jenny Treibel“	153

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon 47 51, App. 133 und 120. [Beachten Sie bitte unser Postfach 59.]

Redaktion: Paul Conrad, Nationalpreisträger Gotthard Erler, Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. Hans-Heinrich Reuter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge.

Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheckamt Berlin (PSchA), 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek.

Lieferbar sind die Hefte Bd 1,8. Bd 2,1–2. 2,4–2,8. 3,1 und 3,2 und die Sonderhefte 2 und 3.

Herausgeber: Deutsche Staatsbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv. Chefredakteur: Joachim Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs. Satz und Druck: VEB Druckerei Babelsberg. Genehmigt unter der Lizenz 1634 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. EVP in der DDR 2,- Mark.

1/16/10-19